

„Nichts“, sagte Robert Eschwege endlich. Er senkte den Blick. Er fürchtete, sich vor dem Freund zu verraten. „Nichts, bevor du mir nicht gesagt hast, ob du mein Werk kennst.“

„Ja, aus dem Buche. Man hat es mir ja zugeschickt. Eine Narrenkappe hast du mir aufs Haupt gesetzt. Keine meiner menschlichen Schwächen hast du verschwiegen, alles mußte zum Aufputz dienen!“ Er lachte, aber es war kein gutes Freundeslachen. „Zum Clownaufputz! Selbst der Name war echt — der beste Spaß! Ich danke dir.“

„Ich habe — das Übermenschliche vermenschlicht, ich habe eine Brücke geschlagen zwischen dir und der Mitwelt.“

„Ja, das hast du getan. — Mit Absicht, Robert?“ Die Hände des Riesen lagen in wuchtiger Anklage auf dem Freund. — „Ich glaube — nein!“

Eschweges Miene war undurchsichtig. Eines Atems Länge zögerte er, dann sagte er ruhig: „Es hat keinen Sinn, Stephan. Zwischen uns steht ein Mißverstehen, das Worte nur vertieft. Ich hielt mich für einen guten Rechner.“

„Was willst du damit sagen?“

Eschwege schüttelte den Kopf. „Grüble nicht — und heische vorläufig keine Rechenschaft. Du könntest mich in Versuchung führen.“

„Du sprichst in Rätseln.“

„Ja.“ Eschwege lächelte, doch seine Lippe zuckte. „Du fühlst dich durch mein Werk als Mensch verletzt.“ Stephan schwieg.

„Du zweifelst an meiner guten Absicht?“

„Muß ich nicht?!“ fuhr Karsten auf. „Warum hast du nicht selbst das Spiel enthüllt? Andere taten es! Warum nicht du?“

„Ja — warum nicht ich? — Es ist gefährlich, mit Menschen zu spielen.“ Wieder lächelte Robert, gequält, belustigt, uneins mit sich.

„Ich hätte dir, was du getan, auch bei der besten Absicht nicht gedankt!“

Eschwege nickte. „Nein, das hättest du nicht.“

Stephan Karsten trennte sich schwer. Sein Zorn war verrauht, zurückblieb eine trübe Bitterkeit. „Schließlich hatte ich doch gehofft, daß wir —. Das Warum, das Warum ist das Entscheidende!“

„Ja, Stephan, das ist das Entscheidende. Das läßt sich dir aber mit Worten nicht erklären. Mißtrauen zerstreut man nur durch Beweise.“

Stephan nickte, er sah den Freund traurig an. „Und Beweis — gibt es hier nicht.“

„Doch, Stephan — mein Werk! — Meinem Werke zu zürnen, hast du keinen Grund, es hat für dich Bresche geschlagen. Das Entscheidende zwischen uns ist nur das Warum. Du kennst das Werk nicht. Du hast es gelesen, zornig, voreingenommen durch die Angriffe gegen mich, du hast es nicht erlebt! Nein, du hast es nicht erlebt! Morgen wird es hier gespielt, und wenn es dir auch widerstrebt, Stephan, — du mußt den Beweis hören! Wenn du dann noch eine Narrenkappe auf deinem Kopfe siehst, gut, — dann soll dein Vorwurf zu Recht bestehen.“

Sie trafen sich erst wieder am nächsten Tage, im Theater. Unbeachtet saßen die beiden Dichter, die dem Drama eben gegeben, hoch oben auf der Galerie zwischen einfachen Menschen, die sie nicht kannten. Sie wechselten kaum ein Wort, nur die erregte Erwartung beider schlug eine Brücke. Das Spiel begann. Stephan tauchte unter im Zauber einer unbegreiflichen Magie, er begegnete erschüttert seinem zweiten Ich, war in einem selbstvergessenden Taumel Zeuge seines eigenen Geschickes, seines Kampfes um Gott und sein Werk, er

lächelte ergriffen über seine Menschlichkeit, erschauerte beglückt ob der Enthüllung des Göttlichen in ihm, und als sein zweites Ich, das sein geistiges und sein menschliches Antlitz im verklärenden Lichte der Bühne trug, die Schönheit und Erhabenheit seiner Verse der lautereren Reinheit eines Kindes bot, da krampfte Stephan Karsten die Hände, um nicht aufzuschreien, und statt der Narrenkappe des Verhöhnerten sah er die lichte Glorie der Dichterkrone auf seinem Haupte.

Unbekümmert um die Menschen ringsum, im Aufflammen einer ungeheuren Freude, zog er den Freund an sich und küßte ihn.

Das Burgenland gehört zu Österreich

Von Landeshauptmann Josef Rauhofer

Das Burgenland ist jetzt sechs Jahre bei Österreich. Noch immer wird von Ungarn die Rechtmäßigkeit des Anschlusses bestritten. Zu Unrecht, wie aus historischen, kulturellen und ethnographischen Tatsachen hervorgeht.

Deutscher Siedlungsboden seit Karl dem Großen, wechselte es wiederholt die staatliche Oberhoheit; bald war es deutscher Reichsbesitz, bald in den Händen der Herzöge von Österreich, bald wieder bei Ungarn. Von 1440 bis 1647 war es dauernd österreichischer Besitz. Nachdem das Land nach langem Streit, nicht zuletzt habsburgischer Hausmachtspolitik zuliebe zu Ungarn gekommen war, protestierten die niederösterreichischen Stände wiederholt gegen die Angliederung an Ungarn, so daß die Ansprüche vom historischen Standpunkt aus immer lebendig blieben. Der letzte Protest stammt aus dem Jahre 1835, also einer Zeit, die unseren Tagen nicht gar so ferne liegt.

Was das Burgenland an kulturellen Errungenschaften besitzt, trägt in der Hauptsache westlichen Charakter. Österreich ist es vor allem gewesen, das dem Burgenlande gegeben hat, was es an Geistigem besitzt. Das Land hat aber nicht nur genommen, sondern auch gegeben. Wir brauchen nur Haydn und Liszt zu nennen, um den Anteil des Burgenlandes an der westlichen Kultur zu unterstreichen, von dem Künstler Rainz und dem Wissenschaftler Syrtl, die zu den ganz Großen gehören, und den vielen anderen gar nicht zu reden.

Den schlagendsten Beweis für die Zugehörigkeit des Burgenlandes zu einem deutschen Staate liefert aber die Statistik. Die 226.000 deutschen Menschen, die im Anschluß an das deutsche Sprachgebiet wohnen, sind nicht von der Landkarte zu tilgen. Sie beweisen, daß der Anspruch der Madjaren aus den natürlichsten Tatsachen hinfällig ist, aus dem Rechte, das aus der Tatsache von Sprache und Blut sich herleitet. Und die anderen Menschen, die im Burgenlande leben? Das sind zunächst die 41.000 Kroaten, die eingekapselt im deutschen Sprachgebiete siedeln. Diese wollen keine andere Zugehörigkeit als die zu Österreich, denn dieses gibt ihnen alles, was sie zu ihrem kulturellen Ausleben bedürfen. Sie können ihre Sprache pflegen in Kirche und Schule, können ihre kroatischen Zeitungen haben und sich überhaupt kulturell und politisch voll betätigen. Sie sind darum für keinerlei Illoyalität zu haben. Ebenso nicht die Madjaren. Diese zählen 15.000 Seelen. Wenn man die 5000 Staatsfremden abzählt, kommt man gar nur auf 10.000! Und die können schwerlich die Grundlage für eine Irredenta abgeben, zumal sie alle Rechte einer Minderheit besitzen.

Das Burgenland ist auf den Grundsatz eingeschworen: Österreichisch bleiben und mit Österreich dem Deutschen Reich angehören.

Unser Burgenland

Von Dr. Georg A. Lukas

So dürfen wir wohl das schöne, reichgesegnete Nachbarland an unserer Morgenseite nennen, das mit seinen 4000 Quadratkilometer und 300.0000 Be-



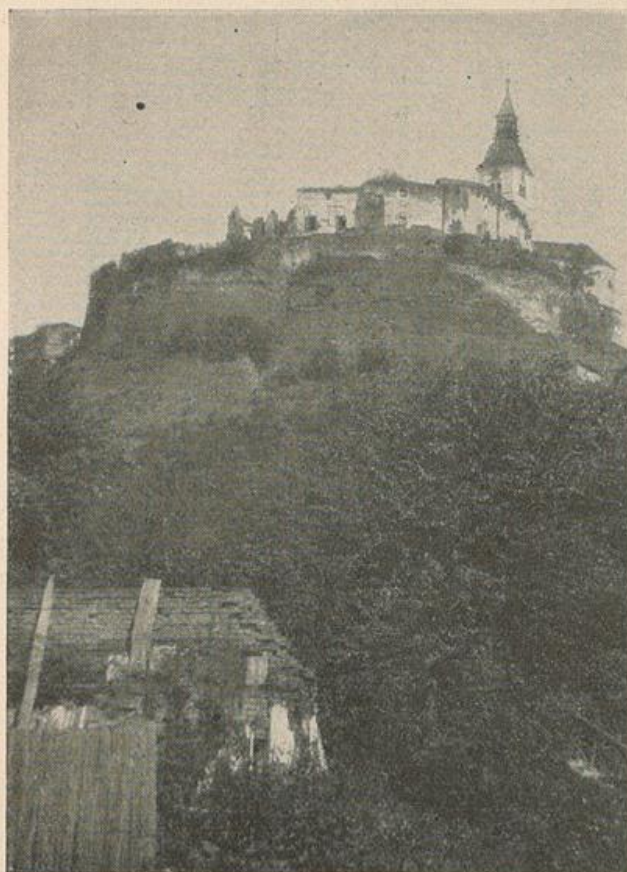
Burghof in Lockenhaus.

J. E. Eiseck.

wohnern den einzigen greifbaren Gewinn aus dem sogenannten Frieden von St.-Germain darstellt. Unser ist es durch die Lage am Alpenrand als natürliche Gemarkung Deutschösterreichs, unser ist es durch seine Vergangenheit, unser

durch sein Volkstum und durch den Willen der überwältigenden Mehrheit seiner Bewohner (80 v. H. Deutsche, 15 v. H. deutschfreundliche Kroaten, 5 v. H. Madjaren), unser ist es auch durch wirtschaftliche und kulturelle Bande, die es weit stärker an den Westen als an den Osten knüpfen. Sehen wir einmal näher zu!*

Die Madjaren sitzen in einem Land, das durch den Karpathenbogen aufs beste umschlossen erscheint und nur gegen Abend, beiderseits des Neusiedler Sees, eine Auflockerung seines durch Alpen und Karst vervollständigten Ge-



Burg Ruine Güssing.

birgstrahmens zeigt das Donautal von Preßburg und die bequemen breiten Pforten von Wiener-Neustadt und Bruck a. d. Leitha aus dem oberungarischen Tiefland ins Wiener-Becken. Nachdem das Reich der Stephanskronen zerfallen ist und dem heutigen Madjaren von 325.000 nur 93.000 Quadratkilometer verblieben, begreifen wir freilich dessen Verlangen, „in der Richtung des geringsten Widerstandes“ (ein Wort des Geopolitikers A. Dix) vorzustoßen und die Schmälerung jenes alten Machtbereiches womöglich rückgängig zu machen. Ist Ungarn hierzu berechtigt?

Die alte Grenze Cis- und Transleithaniens durchschnitten infolge willkürlicher Festsetzungen die geographisch durchaus einheitliche Karolingermark am Ostalpenaum; die Trennung war eine künstliche, da die „Bucklige Welt“ aus dem südöstlichen Niederösterreich

ins Odenburger Heidenland hineinreicht, da ferner das niedrige, inselartige Leithagebirge so wenig eine wirksame Scheide sein kann als das kleine Leithaflüßchen, da endlich der Gebirgsfuß der „Günser Nase“ (Bergvorsprung der Ungarischen Alpen) in Verbindung mit dem breiten Sumpfgürtel vom Neusiedler See bis zur Raabmündung eine viel einleuchtendere und wirksamere Völkerscheide darstellt. Heiden und Heidebauern unterscheiden sich durch nichts von den steirischen und niederösterreichischen Volksgenossen als durch ihr

* Dabei leistet treffliche Dienste das schöne Büchlein von Dr. Max Hoffer, Das Burgenland, ein Wegweiser zu seinen Schönheiten für Freunde dieses deutschen Landes, Graz, Alpenlandbuchhandlung Südmark, 1926.

Schicksal; denn je nach hochadeliger oder dynastischer Laune mußten sie ein Hin- und Herschieben von einem Staate zum anderen erdulden. Kaiser Ferdinand III. erkaufte 1647 durch Abtretung des jahrhundertlang dem Erzherzogtum unter der Enns gehörigen Grenzstreifens seine Krönung von den Madjaren, ungeachtet des Einspruches der Wiener Ständeversammlung; diese erneuerte bei jeder neuen Schiebung ihren Widerspruch, so zuletzt 1754 und 1794, ja wegen der Herrschaft Scharfenegg noch 1834! Umsonst. Den Habsburgern, die dies- und jenseits der Leitha geboten, war es natürlich einerlei, zu welcher Provinz ihres Reiches man diese Gegenden rechnete, steuer- und militärpflichtig waren sie hüben und drüben, jedoch nicht einerlei war ihnen der Geist, der die Bevölkerung erfüllte. Die Madjaren



Burg Forchtenstein.

mußten nämlich emsiger bei guter Laune erhalten werden als die ohnehin stets bedingungslos anhänglichen und opferwilligen Alpenländer, die sich ihre „homagiale Treue“ nicht wie jene immer wieder belohnen ließen. „Das Volk wurde nie befragt, wohin sein Herz es zog, die Herren schoben es, wohin sie es haben wollten. Und so wurden aus den uralten Ostmarkdeutschen zuletzt Deutsch-ungarn. Und die neueren Geschlechter gewöhnten sich daran.“

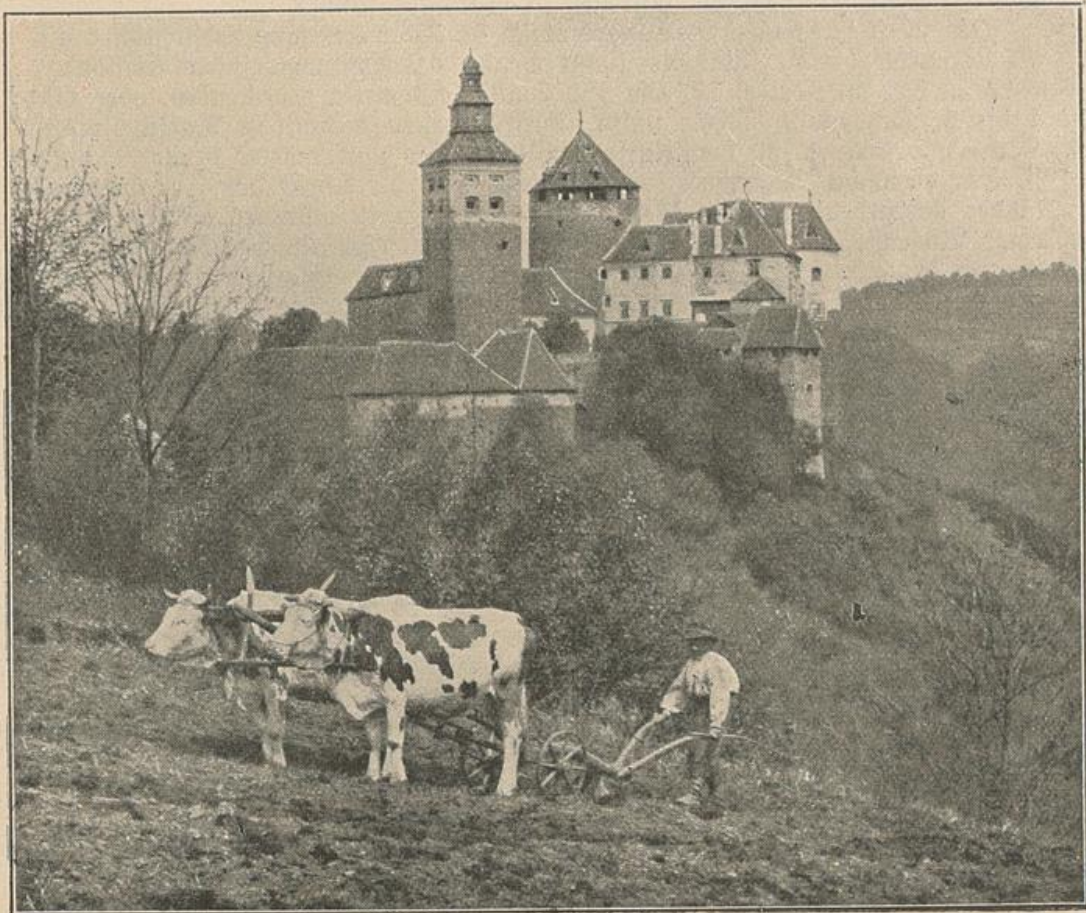
Durch den Heimfall des Burgenlandes rückt nun die deutsche Ostgrenze zwischen Raab und Donau annähernd an die Stelle vor, wo sie durch die Karolinger und durch den natürlichen Rahmen Ungarns (den die Madjaren als Reitervolk der Ebene mieden) festgelegt ward, dahin, wo eine abweichende Landschaftsform, die Puszta, beginnt und ein anderes Volkstum daheim ist. „Unser“ Burgenland bleibt hinter dem Gesamtgebiet des ehemaligen Deutsch- westungarn erheblich zurück. Eigentlich sollte es nach den vier Komitaten Preß-

burg, Wieselburg, Odenburg und Eisenburg „Vierburgenland“ heißen — aber nicht eine einzige der gleichnamigen Städte gehört ihm an. Pressburg, die größte, kulturell und durch leichte Erreichbarkeit ein Vorort Wiens, gehört zur Slowakei, Odenburg fiel durch einen „Betrug, wie ihn die Welt noch nicht gesehen“, an Ungarn (vgl. hierüber V. Miltshinskys „Verbrechen von Odenburg“, Wien 1922), Wieselburg und Altenburg schanzten die Tschechen den Madjaren zu, um eine von Österreich unabhängige Bahnlinie durch den östlichen Heidebauernboden zum Verkehr mit SSS. zur Verfügung zu haben; Eisenburg endlich, das schon jenseits der Raab gelegen und ganz madjarisiert ist, kam wohl überhaupt nicht in Betracht. Dagegen hätten ihrer deutschen Bevölkerung halber Güns und St. Gotthard, wegen ihrer Lage als Verkehrsknoten am Gebirgsfuße auch Steinamanger und Römend zur Abrundung des Burgenlandes beitragen sollen. Aber wir sind ja nicht einmal in Gedanken so anspruchsvoll wie unsere Nachbarn in der Tat; nirgends greift unsere Grenze in das madjarische Sprachgebiet, wohl aber die ungarische allenthalben ins deutsche.

Ein Hauptvorteil, den das neue Mitglied dem Bundesstaate bringen könnte, wenn die Grenze weit genug ostwärts vorgeschoben wäre, bestünde im Wiederaufleben der alten Römerstraße um die Alpen herum nach der Donau bei Wien. Von Poetovio (Pettau) unterhielten die Römer über Savaria (Steinamanger) nach Carnuntum (Petronell bei Hainburg) einen Verkehr, der ihnen übers Gebirge zu beschwerlich war. Die Burgenlandgrenze in ihrem jetzigen Verlauf, zumal seit dem Verlust Odenburgs, macht diesen ebenen Weg allerdings unmöglich; indessen leichter als Wechsel und Semmeringstrecke wäre doch die Verbindung über den Brentenriegel (zwischen Marz- und Sieggaben), die eine inländische Verknüpfung des nördlichen mit dem südlichen Burgenlande und einen freilich schwachen Ersatz für jene romanische Alpenrandlinie bietet. Der Beschluß einer von Rittsee gegenüber Pressburg bis Heiligenkreuz vor Sankt Gotthard an der Raab meridional das ganze Land durchziehenden modernen Straße wurde vom burgenländischen Landtag 1926 gefaßt, eine Bahnlinie in derselben Richtung wäre wohl auch kein Ding der Unmöglichkeit, zumal zahlreiche Teilstrecken schon bestehen und nur miteinander zu verknüpfen sind. Landschaftlich reizvolle Berg- und Waldgebiete, Sommerfrischen und Mineralquellen, fruchtbare Talböden und betriebsame Orte würden dadurch erschlossen und aus dem Dornröschenschlaf geweckt. Wichtig wären freilich auch Anschlüsse an das westliche Verkehrsnetz (der erste wurde 1925 durch die Strecke Friedberg—Pinkafeld erstellt). Denn die madjarischen Machthaber verstanden es meisterhaft, das Straßen- und Bahnnetz zu Gunsten der zentral gelegenen Hauptstadt umzukrempeln, auch dort, wo natürliche Zusammenhänge deshalb vernachlässigt werden mußten. Bei Deutschwestungarn, soweit es als Burgenland zu uns heimkehrte, handelt es sich also um eine völkisch, verkehrs- und wirtschaftsgeographisch gebotene „westliche Orientierung“, durch welche erst die drei-meridionalen Ostalpenrandlinien Semmering, Wechsel und Römerweg-Ersatz richtig verbunden und ausgenützt werden könnten. Die vorherrschende Südostrichtung im Streichen der Höhenzüge wie im Laufe der Gewässer ist allerdings hierbei ein Hindernis für den Verkehr nach Graz — nicht für den nach Wien.

Der nächste und greifbarste Gewinn aus dem Burgenlande liegt auf wirtschaftsgeographischem Gebiete. Zuzufolge einer geographischen Darstellung im Eisenstädter Landesmuseum entfallen von der Gesamtfläche des Burgenlandes 44,7 v. H. auf Ackerland, 26,2 auf Wald, 10,1 auf Ödland (worunter aber

See und Schilf) 9,5 auf Wiesen, 7,2 auf Weiden, 1,2 auf Weinland, 1,1 auf Gärten. Am meisten fällt uns die bedeutende Ackerfläche auf, die der Summe des Ackerlandes von Kärnten und Tirol (im heutigen Umfang) gleichkommt. Daraus erhellt wohl am deutlichsten der wirtschaftliche Wert dieses Besitzes für uns. Nach dem Verlust Mährens und des steirischen Unterlandes ist die Erweiterung des inländischen Nährbodens für Wien und Graz, Wiener-Neustadt und alle Industriebezirke Steiermarks und Niederösterreichs ein Er-



Burg Schlaining.

fordernis, das Ungarn mit seinem agrarischen Überschuf natürlich nicht kennt. Dabei tritt aber wieder die Benachteiligung Mittelsteiers durch das mangelhafte Verkehrsnetz zutage. Selbst aus dem Oberwarther Bezirk im südlichen Burgenland kommt man trotz noch einmal so weiter Entfernung rascher nach Wien als nach Graz! Das Bahnnetz umfaßt derzeit 300 Kilometer, steht wohl in Verwaltung der Österreichischen Bundesbahnen, verwendet aber zum Teil noch ungarisches Personal, wo Sackbahnen von Ungarn herkommen (wie zum Beispiel in Güssing), oder für die Durchfahrt durch Odenburg. Straßen gibt

es 870 Kilometer, davon 206 Kilometer ehemalige ungarische Staatsstraßen; ihr Zustand ist im Norden besser als im Süden.

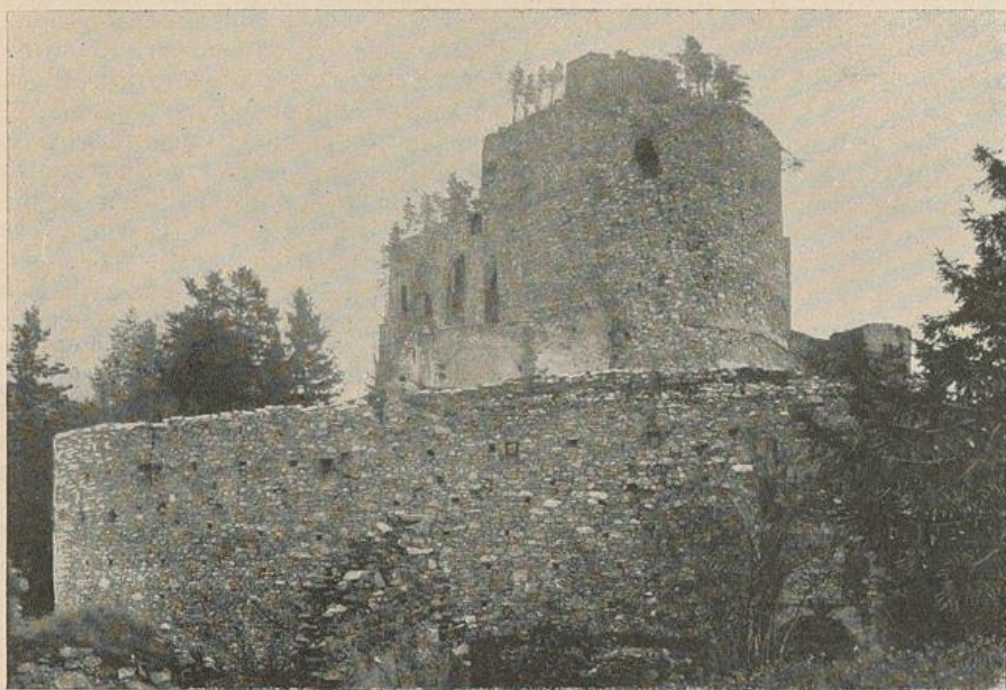
Das Burgenland, das im Kartenbild einem ostwärts schauenden See-
pferdchen ähnelt, mißt in der Längenausdehnung Nord-Süd 150, in der größten
Breitenausdehnung (auf dem Wiener-Neustädter Parallel) 50 Kilometer.
Deutlich tritt eine Dreiteilung hervor: der Norden um den Neusiedler See,
die Mitte zwischen den Bergvorsprüngen von Odenburg und Süns, entwässert
von der Rabnitz, der Süden, das Gebiet der Raab und ihres von der Grenze
in verrücktem Zickzack zerschnittenen Nebenflusses Pinka.

Der Neusiedler See (nord-südlich 36 Kilometer lang, westöstlich 6 bis
15 Kilometer breit), füllt die tiefste Senke des Oberungarischen Tieflandes
(112 Meter) mit seinem 337 bis 350 Quadratkilometer bedeckenden, aber nur
1 bis 2, höchstens 4 Meter tiefen, durch starken Gehalt an Natriumsulfat,
Roh- und Glaubersalz heilkräftigen Wasser. Ein 2 Kilometer breiter Schilf-
streifen umrahmt die unübersehbare, ostwärts in die Ebene des Heidebauern-
landes übergehende Fläche, die mit ihren Schilfinseln mitunter an das Delta
eines Riesenstromes erinnert. Als flache Pfanne zeigt der See Klimaschwan-
kungen durch entsprechende Schwankungen seines Spiegels an und trocknete
gelegentlich ganz aus (so 1866, daß man seinen Grund bebauen konnte). Der
See ist in eine dicke Schlammsschicht eingekapselt, der Wasserinhalt „nahezu
gleich dem Niederschlag und Zufluß von zwei Normaljahren“ (Swarowsky).
Was an Niederschlägen und Zuflüssen, deren größter die Wulka, dazukommt,
geht durch Verdunstung infolge der heißen Steppenwinde wieder verloren. Man
erblickt, ähnlich wie im Plattensee, auch in dieser Pfanne einen Rest des pon-
tischen Binnensees, anderseits würde die an Leithagebirge und Ruster Neb-
hügel geschmiegte Krümmung auch einem alten Donaulauf entsprechen. Der
See von Neusiedl ist eigentlich abflußlos und ein in Mitteleuropa einzig da-
stehendes Seitenstück zu den Steppenseen Südeuropas und Asiens.

Die Sage weiß über seine Entstehung folgendes zu erzählen: An Stelle des
heutigen Sees breitete sich einst ein schönes fruchtbares Tal aus, worin der
wegen seiner anmutigen weiblichen Jugend berühmte Ort Mädchentäl lag. Fürst
Giletus, der Herr auf Forchtenstein, jagte einst hier und verliebte sich in die
schöne Maria, die den einfachen Jäger nicht erkannte und ihm ewige Treue
schwur. Des Fürsten Begleiter Samuel verriet dies der Fürstin, die, eine Ab-
wesenheit des Gatten benützend, in Mädchentäl erschien und ungeachtet aller
Unschuldsbeteuerungen Maria sowie deren Mutter binden und in den Dorf-
teich werfen ließ. Am anderen Morgen sahen die entsetzten Dorfbewohner die
beiden Leichen, von allen Fesseln befreit, auf dem hoch angeschwellenen Dorf-
teich einher schwimmen. Sie begruben die Toten, aber das Wasser stieg trotzdem
immer höher, bis das ganze Tal überflutet war. Da flüchteten die Menschen,
die noch nicht ertrunken waren. Die Fürstin, von Todesangst gefoltert, ward
irrsinnig, ihre Helfer gingen im See zugrunde; der Fürst ließ zur Sühne des
Trevels ein Kloster erbauen, das heutige Frauenkirchen. Die geflüchteten Be-
wohner Mädchentäls aber gründeten eine neue Ortschaft am Seeufer und
nannten sie Neusiedl.

Uns beschäftigt aber auch die Gegenwart und Zukunft des „Wiener
Meeres“, wie man den See heute bereits nennt. Denn vor allem die Bundes-
hauptstadt zieht aus der Nähe des nur eindreiviertel Bahnstunden entfernten
heilkräftigen, zu Bad und Sport geeigneten Gewässers Nutzen. In Neusiedl
entstand auf Pfählen bereits ein Klein-Venedig, auch Rust hat eine schöne

Badeanstalt, während Podersdorf seinen Sandstrand preist. Es hat aber auch der Schilfstreifen („der Rohr“) Bedeutung; das lange Rohr wird als Stukkaturrohr bis weit ins Ausland geliefert, das kürzere braucht man zum Dachdecken und in manchen Industriezweigen, die jungen Triebe dienen als Viehfutter. Außerdem ist der zwei bis drei Meter hohe Schilfwald, den als Schiffahrtsstraßen die „Schluichten“ durchziehen, ein wahres Vogelparadies (250 Arten, darunter Rohrhühner, Wildenten und Gänse, Taucher und Reiher, manch seltene Wandervogel aus Nord und Süd). Auch der Fischefang, zum Teil mit lebenden Köderfischen, verdient Erwähnung; Karpfen und Hechte, Weißfische und Karauschen kommen auf den Wiener Markt. Eine Besonderheit ist der „Hundsfisch“. So kann man eigentlich nicht wünschen, daß dieser landschaftlich und



Burgruine Landsee.

klimatisch eigenartige Vorbote des Ostens durch Trockenlegung verschwinde. Etwas anderes ist es um den „Waasen“ (Hansag = schwimmender Rasen), in den der See südöstlich übergeht und den man bereits im Rahmen der ungarischen Raabregulierung durch den Einserkanal zu entwässern suchte.

An der Erhaltung des Sees, der als Feuchtigkeits- und Wärmeregulator den Wein-, Obst- und Gemüsebau günstig beeinflusst, sind mindestens zwanzig Gemeinden unmittelbar interessiert. „Und mag der Zuspruch der Badegäste, der Seefahrer und Sportler noch so groß werden, nie wird der Neusiedler See seine Weltabgeschlossenheit, seine tiefe Stille und Ruhe einbüßen. Kein vertrauterer und freigebigerer Freund als er demjenigen, der auf Stunden oder Tage die göttliche Einsamkeit sucht. Zwei Stunden von der Oper, und du bist durch eine undurchdringliche Rohrwand von Europa und seiner Kultur getrennt; noch einige Stöße mit der Stange durch das Rohr bis zu einem kleinen Weiher,

und du bist verschollen, so lange du willst; es findet dich keine Mücke und keine Gelse, die sind nur am Ufer. Der See hat eben wegen seiner geringen Tiefe keinen überfüllten Strand; man fährt hinaus, wie weit man will, stößt die Stange in den zähen, moorigen Grund und hängt an sie den Rahn; damit ist für den Tag alle Arbeit getan und man läßt ruhig das Schicksal, die eigene verträumte Laune walten.“ (Friedrich Krauser, Führer durch das Burgenland. Eisenstadt 1926).

Wir verweilten länger beim See, denn er ist entschieden das Merkwürdigste, was das Burgenland zu bieten hat. Doch sind auch die Ebenen an der Wulka und auf dem pusztaähnlichen Heideboden (hier das aufblühende St. Andrä am Zicksee), die teils mit Rebem, teils mit Wald bedeckten Höhen des Leithagebirges (Sonnenberg 480 Meter), und des Rufter Hügels mit seinem berühmten Wein und seinem nicht minder berühmten Steinbruch, dem die Wiener Bauten entstammen, eines Besuches wert. Wer von der Rosalienkapelle (746 Meter) auf dem gleichnamigen Gebirge oder von der gewaltigen Ruine Landsee (eigentlich Landesehre) hinabgesehen hat auf „Land“ und „See“, wer die anmutigen Waldberge des Günsers Bergsporns (Geschriebenstein, 883 Meter), höchster Punkt des Landes) und die von fruchtbaren Ackerbreiten überdeckten Bodenwellen zwischen Pinka, Sternbach, Lafnitz und Raab durchwandert hat, der findet auch dort überall gar viel des Schönen. Und auch der Mensch hat nicht wenig dazu beigetragen. Von dem Regierungssitz Eisenstadt, wo sich im Schatten des prunkvollen Esterházy'schen Schlosses bescheiden das Häuschen Meister Haydns duckt, von stolzen Burgen wie Forchtenstein und Lockenhaus, von alten Städten wie Rust und Schlaining oder modernen Badeorten wie Sauerbrunn und Tatmannsdorf, von Bergwerksbetrieben auf Kohlen, Antimon, Asbest usw. bis zum wichtigsten: der Bauernwirtschaft im großzügigen östlichen Stil finden wir immer wieder Dinge, die wir bewundern und Menschen, denen wir zugetan werden müssen. Denn Gastsfreundschaft und Freigebigkeit sind ein schönes Erbteil der Burgenländer aus ihrer ungarischen Zeit; sie sehen es gern, wenn man sie besucht, und auf die Frage, wie wir unseren Dank abstaten könnten, hörten wir das herzliche Wort: „Wiederkommen“.

Burgen und Schlösser im Burgenland

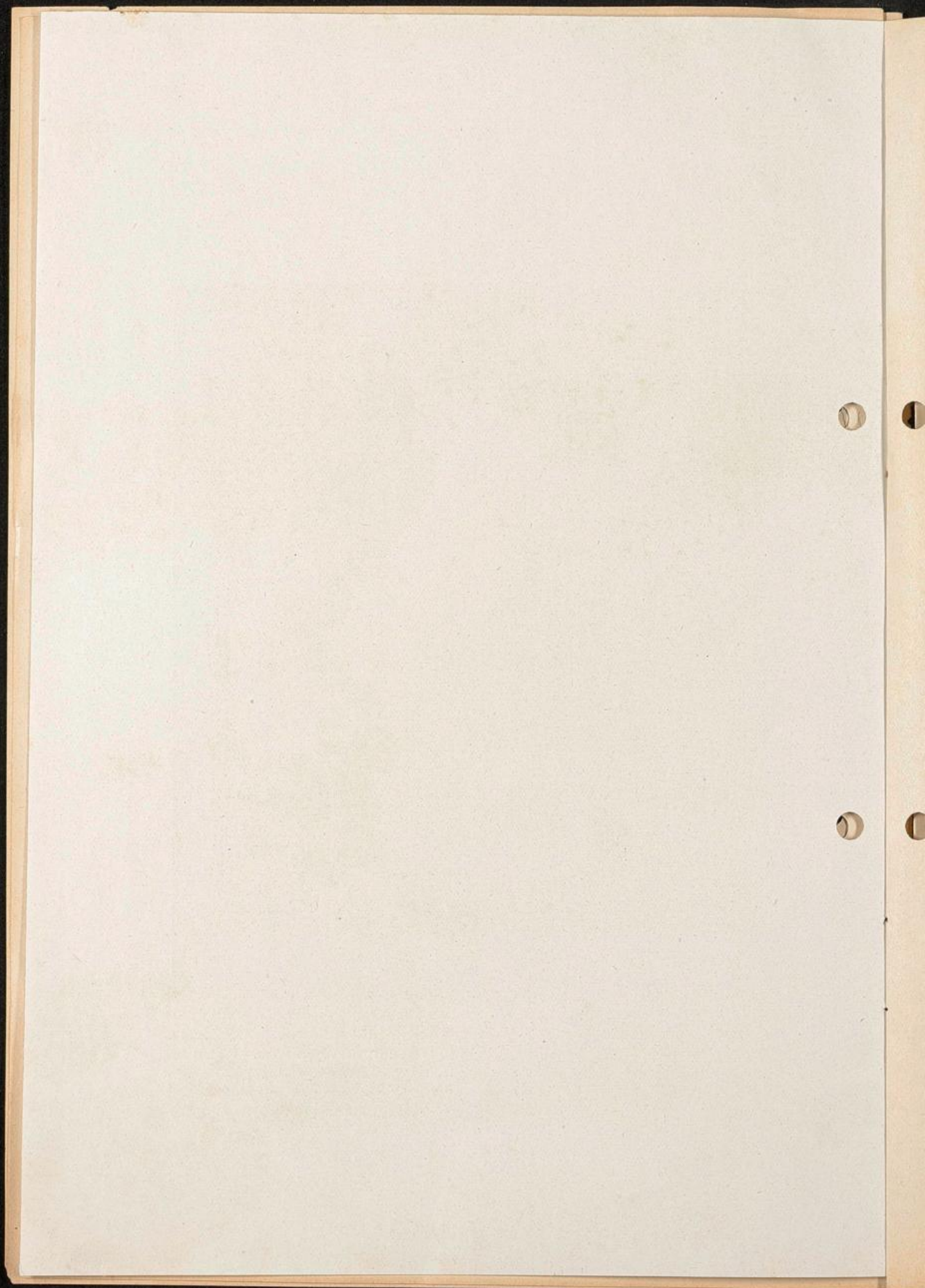
Von Dr. Otto Aull

Die Armut des Burgenlandes an Siedlungen von städtischer geschichtlicher Bedeutung — nur Eisenstadt und Rust kommen als solche in Frage — läßt uns nach anderen wirtschaftlichen Mittelpunkten des Landes in alter Zeit anschauen. Wir erkennen bald die zahlreichen Burgen und Schlösser als solche. Ein bunter Kranz von Wehrbauten, die nur zum kleinen Teile Ruinen sind, durchzieht das Land von Nord nach Süd. Sie waren Brennpunkte der Landesverteidigung, aber, ausschließlicher als anderswo, auch der Wirtschaft. Hier hausten in der ältesten Zeit königstreue Ritter, gar bald übermächtige Adelige wie die Güssinger Grafen, die den König an tatsächlicher Macht bei weitem überragten und, zwischen Österreich und dem ungarischen Königtum vermittelnd und im Trüben fischend, völlig selbstherrlich im Grenzlande schalteten. Die Güssinger wurden anfangs des 14. Jahrhunderts von madjarischen Geschlechtern abgelöst, die aber alsbald stark bei Österreich Anlehnung suchten, das um die Mitte des 15. Jahrhunderts weite Teile des Grenzlandes, mehr

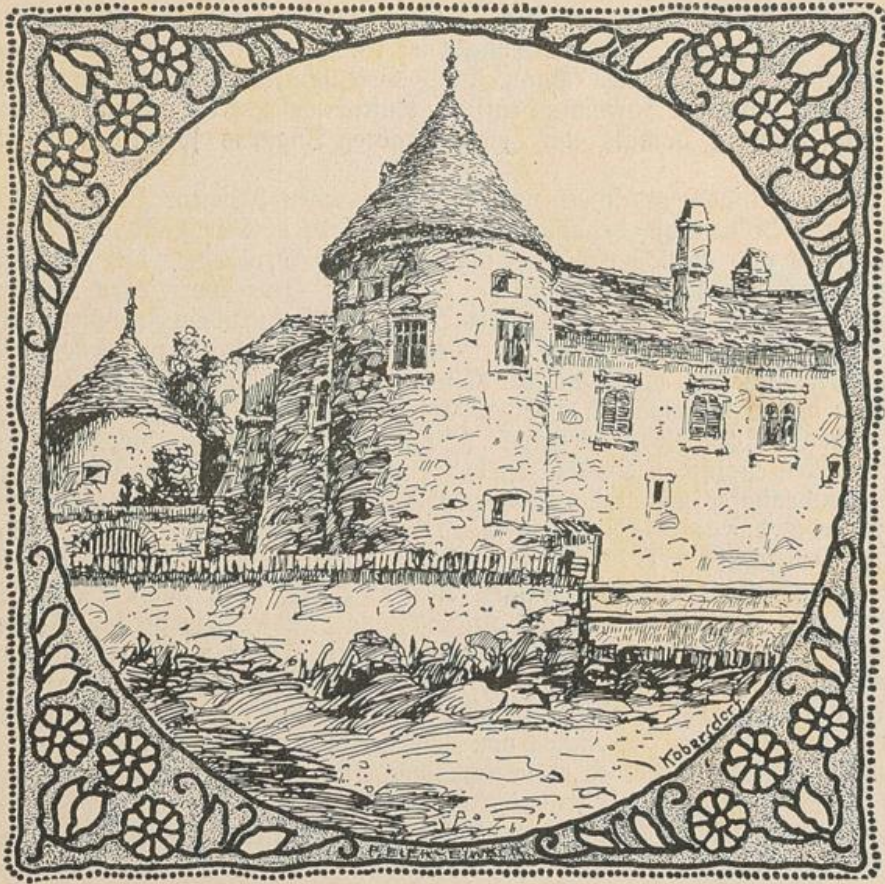


Franz E. Eiseck.

Schluchfen am Neusiedler See.



als das heutige Burgenland, an sich bringen konnte. Kaiserliche Günstlinge, wie Andreas Baumkircher, wurden zu mächtigen Burgherren im Lande. Nach der Vereinigung Österreichs und Ungarns (1526) begannen madjarische Familien, die Batthyány, Erdödy und Esterházy, zielsicher das Grenzland wirtschaftlich zu erobern, womit der tatsächliche und rechtliche Rückfall an Ungarn Hand in Hand ging. Ihre Stützpunkte waren die alten Burgen und die neuen Barockkastelle, die sie sich erbauen konnten, da die Kaiser kein Interesse daran hatten, ob sie dieses Stück Land als ein österreichisches oder ungarisches beherrschten. Von diesen Burg- und Grundherren gingen die Reformation und Gegenreformation im Burgenlande aus. Ihre Einstellung für oder wider den



Burg Kobersdorf.

F. E. Eiweck.

Kaiser in den Kriegen der Türken und Kruzen war für das ganze Burgenland von entscheidender Bedeutung. Ihnen war das ganze Land in viel ausgeprägterer Weise, als es in Österreich jemals üblich war, untertan. Erst Maria Theresia und Josef II. lockerten etwas die unfreiwilligen Bande, mit denen die deutschen Bürger und Bauern an die madjarischen Herren geschmiedet waren. Die Grundablösung der Revolutionszeit von 1848 machte die Untertanen frei, aber nicht reich. Immer noch gehört weitaus das meiste Land den madjari-

schen Großgrundbesitzern und Tausende von Burgenländern sehen sich zur Auswanderung gezwungen. Das ist der wirtschaftliche Gehalt, den niemand über dem romantischen Äußeren der Burgen und Schlösser vergessen möge. Denn so erklären sich die sozialen und politischen Besonderheiten im Lande.

Die kulturhistorische und kunsthistorische Bedeutung der Wehrbauten darf freilich ebensowenig übersehen werden. Von hier aus wurden bedeutende geistliche und weltliche Tochterbauten geschaffen, die Zierden des Landes sind. Hier entfaltete sich der Prunk der Barockzeit. Besonders ist Eisenstadt zu erwähnen, dessen Schloß und Park dem Musenhofe Fürst Nikolaus des Prächtigen Raum gab, in dessen edlem Kreise Joseph Haydn, selbst ein Fürst, zum Unsterblichen heranreifte. Beethoven, Canova, Franz Liszt und zahllose bedeutende Maler, Bildhauer, Schauspieler, Sänger, Tanzkünstler, hervorragende Persönlichkeiten der Gesellschaft, lockte Eisenstadt im 18. Jahrhundert und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in seinen Bann. Diese Gesellschaftskultur war der österreichischen, der barocken Formung deutscher Kultur wesensgleich, denn das deutsche Element überwog damals wie in den Städten Ungarns so an den Höfen der Magnaten.

Neben wenigen gotischen und vielen barocken Kirchen, schlichten Denkmälern der Volkskunst, behäbigen Bürgerhäusern in Eisenstadt und Rust, sind die Burgen und Schlösser die vorzüglichsten Kunstdenkmäler des Landes. Im flachen Lande nördlich und östlich des Neusiedler Sees überwiegen in herrliche Gärten gebettete Schlösser, wie zum Beispiel Halbthurn, ein Frühwerk Meister Hildebrands, des Erbauers des Belvedere. Das Barockschloß von Eisenstadt, ein Abbild der unnahbaren Macht der Esterházy, ist in klassizistischer Manier frisiert und dadurch verwässert worden. Alten Geist atmet der Hof mit den grinsenden Frazenkapitellen, vornehme Ruhe die Gartenfront, die dem weiten, wundervollen englischen Garten zugekehrt ist. Barocke Schlösser mit stimmungsvollen Laubenhöfen, die man über der herben Außenseite gar nicht ahnen würde, kennzeichnen das mittlere Burgenland: Roberdsdorf, eine trotzige Wasserfestung, Deutschkreutz sind Beispiele hiefür. Nebersdorf weist barocke Fresken des im Burgenlande vielfach tätigen Malers Stefan Dorffmeister auf. Weit hin über das Land schaut die gewaltige Ruine Landsee, die größte Ruine des einstigen Österreich-Ungarn, ein Werk der Esterházy, das mit Forchtenstein, der bekannten Bergfeste am Rosaliengebirge, allein den Türken zu trohen vermochte, als das ganze Land vor Tököly 1683 kapitulierte. Bernstein wetteifert seiner Lage und den Ausblicken von seinen Bastionen nach mit Forchtenstein. Schlaining wuchet unendlich malerisch, über einer Schlucht des Taubenbaches. Trotz der Zutaten später Jahrhunderte stellt es sich als Ritterburg dar. Keiner noch offenbart sich so Lockenhaus, dessen mittelalterliche Teile zwar von den Türken gebrandschatzt wurden (wahrscheinlich 1532), aber in ihren Hauptmauern erhalten sind, so ein Musterbild ritterlicher Baukunst ergebend. Rechnitz, das Gegenstück von Lockenhaus, am Südfuße des Geschriebenstein, ist das größte Barockschloß. Sein Laubenhof ist voll süßer Anmut, im Scheine des vollen Mondes von heimlicher Poesie erfüllt. Güssing, die Ruine der einstigen Stammburg seiner Grafen, der Spätere Familiensitz der Batthyány, ist die von Künstlern am meisten besungene und gemalte Burg. Ihre Lage auf einem, das ganze südliche Burgenland beherrschenden erloschenen Vulkan, findet nicht so rasch ihresgleichen. Nur die verhältnismäßig schwere Erreichbarkeit ist die Ursache, daß so wenige Österreicher Güssing kennen. Im äußersten Süden des Landes durchfließt die Raab burgenländisches Gebiet. Da, wo 1664 die Schlacht

von St. Gotthard oder besser bei dem Dorfe Mogensdorf geschlagen wurde, steht das Mogensdorfer Türken Schlüssel als Denkmal jener Zeit. Ruine ist die gewaltige Burg Neuhaus am Klausenbache und erinnert so an die gewaltige Fehde des Andreas Baumkircher wider Kaiser Friedrich III. Viele Ruinen, Schlösser, Schloß genannte Wirtschaftshöfe wären noch zu nennen. Die einleitenden Ausführungen erklären ihre Häufigkeit. Des Burgenlandes Eigenart ist ein Dreiklang: er heißt: Haydn und Franz Liszt — das ist die ewig währende kulturelle Bedeutung des Landes und Eisenstadts im besonderen, Neusiedler See — das ist das Unerhörte, das Fremdartige und doch Vertraute einer in Österreich sonst nirgends vorkommenden Landschaftsform; Berge und Burgen — das ist das dem Alpler geläufige Landschaftsbild, mit dem sich das Burgenland ganz als Kind im Kranze der österreichischen Länder darstellt, in deren Gemeinschaft voll und ganz aufzugehen sein heißestes Verlangen ist.

Eisenstadt

Von Oskar Lautezki

Dort, wo der letzte Zug der Alpen gegen die Donau zieht, am Ostfuße des Leithagebirges, liegt Eisenstadt, die Stadt Haydns, die Hauptstadt des Burgenlandes. Eng herangeschoben an das Gebirge, die feuchte Wulkaebene meidend.

Diese trägt ihren Namen nach dem Bach, der sie entwässert. Durch sie führt uns auch die Bahn, bedächtig und langsam, denn der Damm liegt auf angeschwemmtem Boden. Die Herbst- und Frühjahrsregen offenbaren die geringe Tiefe der Humusschichte. Ein, zwei Tage mit stärkerem Niederschlag genügen, um große Teile der Felder mit Tümpeln zu bedecken.

Und dennoch geht die Bahn nicht am Hang des Gebirges, sondern in der Ebene. So liegen die Bahnhöfe aller Orte unseres Gebietes ein gutes Stück außerhalb der geschlossenen Siedlung. Auch in Eisenstadt ist es so.

Verläßt man hier das Stationsgebäude, so sieht man zuerst Weingärten vor sich, einen schmalen Weg in die Stadt freilassend, als sollte dem Ankömmling schon jetzt gesagt werden, daß der Wein hier eine große Rolle spielt. Zwar ist er nicht der allerbeste, sein Vetter drüben über den Ruster Bergen hat Weltruf, doch braucht auch er sich nicht seiner Qualität zu schämen.

Über den Weingärten, hinter ihnen, liegt die Stadt, dann kommt der Hang des Gebirges, unten wieder Wein, oben Wald, dichter Wald, bis nach Niederösterreich reichend.

Er gibt den Hintergrund für die Pfarrkirche, der markantesten Unterbrechung der langen Linie der Häuserdächer. Trotzig, stolz und wehrhaft sieht sie über die Bastion, die nicht hundert Meter von ihr entfernt ist. Der heilige Martinus war ein streitbarer Mann und sein Gotteshaus sollte auch der Verteidigung dienen.

Die Anlage der mittelalterlichen Stadt ist heute noch gut zu ersehen. Drei Straßen laufen ihrer Länge nach; die erste und dritte lehnen sich mit den Höfen der äußeren Straßenseite an die alte Stadtmauer, während die mittlere, fast doppelt so breit wie die anderen, den ganzen Ort halbiert. Merkwürdigerweise führte gerade sie zu keinem Tor.

Die Verbindung dieser drei Hauptkommunikationen bilden enge Durchlässe.

Durch einen betreten wir die Stadt. Was davor liegt, ist eine Zeile von Wirtschaftsgebäuden und kleinen Wohnhäusern, dazwischen steht der moderne Kasernbau der ehemaligen staatlich ungarischen Volksschule, ein Vorposten der versuchten Madjarisierung der Stadt.

Wir sind nach rechts abgebogen und dort, wo sich die Gasse zu einem Platz erweitert, steht die Pfarrkirche.

Was wir früher von ihr gesagt, wirkt nun stärker auf uns ein. Massig, schwer, wuchtig steht sie vor uns, durch ihre Kahlheit noch eindringlicher redend. Darüber ein hochaufsteigendes Dach, die Wandflächen hebend, so daß das Gefühl des Drückens nicht Platz greift. Der Turm, neben dem Dachstuhl etwas zu niedrig geraten, trägt als Abschluß seiner Ecken vier Türmchen, aus denen sein Dach hervorstößt.

Ihre heutige Gestalt erhielt die Kirche im Jahre 1629, erbaut wurde sie in den Jahren 1450 bis 1520. Das Barock hat das ehemals gotische Innere fast ganz verdrängt, doch wirkt es auf die hohen Säulen und den Ernst der Wände fremd.

Eine dritte Kunstpoche zeigt sich im Renaissancegestühl des Presbyteriums. Es ist neben zwei Gemälden des Malers Dorffmeister das Sehenswerteste des Innern.

Die Kirche umgibt ein alter Friedhof, still und abgeschlossen, der Natur überlassen. Die schönsten seiner alten Grabsteine, aus dem Barock und Biedermeier stammend, sollen nun im Innern des Gotteshauses Platz finden, um vor der Verwitterung geschützt zu sein.

Außerlich bietet die Pfarrgasse sonst nichts Besonderes. Öffnet man aber in einem oder dem anderen Hause das Tor, so fällt der Blick durch die Stur in den Hof. Treppchen und hölzerne Vorbauten, wohliges altes Winkelwerk, als Abschluß die verwitterte Stadtmauer, bieten uns ein richtiges Spitzwegbild.

Wir kommen in die Hauptstraße. Beim letzten großen Brand hat sie sehr gelitten und vieles Alte durch den Wiederaufbau verloren. Erker, einzelne barocke Tore und ein vornehm einfaches im Renaissancestil erinnern an die alte Zeit.

Glücklicherweise ist das Rathaus nicht der Renovierung verfallen. Es ist ein einfacher Renaissancebau mit zwei, von je einer Säule getragenen Erkern, stockhoch, mit aufgesetzten Blendmauern. Instandhaltungsarbeiten des vergangenen Jahres haben Fresken bloßgelegt, die bisher von der Tünche verdeckt waren.

Die Hausmitte wird durch einen dritten, eckigen Erker bezeichnet, der das aufgemalte Stadtwappen trägt: ein geöffnetes Stadttor, über dem der alte Reichsadler schwebt. Dessen Herzschild zeigt die Initiale des Verleihers der Stadtfreiheit, Ferdinand III. Er ist es, der die Stadt 1648 zur königlichen Freistadt erhob. Ein Jahr später wurde sie Landstand.

Soweit der burgenländische Boden uns Nachricht aus vorgeschichtlicher Zeit lieferte, ergibt sich die Tatsache, daß auf dem Boden der heutigen Stadt eine fortlaufende Besiedlung bis zurück in die Hallstätter Periode nachgewiesen werden kann, das heißt, Eisenstadt die älteste Siedlung des Landes ist. Es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß die uns überlieferte Römerstraße Scarabantia (Odenburg)—Vindobona (Wien) über den Paß lief, den auch die neue Reichsstraße überschreitet. So war für Eisenstadt, wenn es vielleicht auch nicht das vermutete römische Muteno ist, die Stelle als Handelsplatz für das Mittelalter gegeben. Und als solcher taucht es in der Mitte des 14. Jahrhunderts

aus den Urkunden auf. Sein alter Name „Wenig-Mertesdorff“ lebte in der ungarischen Bezeichnung weiter: Kleinmartinsdorf — Rismarton.

Auch die Hauptstraße erweitert sich zu einem Platz. Und dort steht die Pestsäule im Barock der Leopoldinischen Zeit. Neben ihr der Pfeifersbrunnen, genannt wohl nach den langen Metallrohren, die den Auslauf bilden.

Hier wäre vielleicht der Stimmungsvollste Teil der Stadt, wenn nicht in neuester Zeit eine nichtsagende Tabakhütte und ein moderner Umbau in seinem Rücken diesen schönen Winkel verunstalten würden.

Man denke sich einen breiten, steinernen Wasserbehälter mit mittlerem Aufbau, daraus die „Pfeiferl“ ragend, auf ihm St. Florian. Um den Brunnen einige blühende Rosskastanien, darauf am Tage der Schatten der Häuser, in der Nacht das zerstreute Licht der Bogenlampen.



Eisenstadt, St.-Martins-Kirche.

Interessant ist weiter das letzte Haus der Gasse, das bereits mit der anderen Seite auf den Schloßplatz reicht. Sein barock gebrochenes Dach mit den Mansardenvorbauten gibt den richtigen Vordergrund für die Schloßansicht. Wir gehen zuerst in die dritte Parallelgasse, die heute Haydns Namen trägt. Hier steht sein Wohnhaus, einfach und schlicht, wie sein einstiger Besitzer gewesen. Zwei Marmortafeln, eine weiße ungarische und eine schwarze deutsche, halten fest, daß der Meister in den Jahren 1766 bis 1778 hier gewohnt und komponiert hat.

Viel beachtenswerter, was den Bau und die Ausschmückung betrifft, ist das zweite Haus, das durch seine barocken Verzierungen wie ein Spielzeug wirkt. In Stukko sind über den Fenstern die vier Jahreszeiten symbolisiert, und da das Haus ihrer fünf an der Front zählt, so hat sich der Baumeister damit beholfen, daß er über das letzte, das sich über dem Torbogen befindet, einen Rinderkopf darstellte. Klassizistische Pilaster mit barockem Kapitell teilen die Wand. Leider fehlt der Fries, den sie gewiß früher getragen. So ragen sie heute in Unlogik empor.

Weiter unten, mit ihrer Längsseite an die Baulinie der Straße gerückt, steht die Franziskanerkirche. 1365 wurde das Kloster begründet, 1629 aus den Brandruinen der Türkenzeit wieder aufgebaut. Dazwischen liegt auch die Zeit, wo der Protestantismus, „der deutsche Glaube“, in der Stadt herrschend war.

Außen barock, zeigt das Innere der Kirche auch Anklänge der Renaissance. Die Altarbilder der drei Altäre sind Reliefs ohne künstlerische Bedeutung.

Damit haben wir das Sehenswürdige der Altstadt besprochen. Nach Norden führen heute zwei Straßen aus ihr hinaus.

An der neueren stehen zwischen nichtssagenden Häusern die Bürgerschule, das Gericht und die Bezirkshauptmannschaft, dann nach einem unbebauten Raume die ehemalige Militäroberrealschule. In dieser sind heute Landtag, Garnison und das Bundesrealgymnasium untergebracht, eine merkwürdige Nachbarschaft, die nur die Geld- und Raumnot entschuldigen kann.



Eisenstadt, Kalvarienberg, Bergkirche, wo Joseph Haydn begraben ist.

An der älteren stehen Wirtschaftshäuser und Scheunen, klein und unscheinbar, zwischen ihnen das städtische Versorgungshaus. Als ob es den armen Alten leicht gemacht werden sollte, liegt der neue Friedhof gegenüber.

Wir gehen nun südwärts und kommen durch die Hauptstraße zum Esterházy-Schloß, dem zweiten Monumentalbau der Stadt.

Weitausladend steht es da, durch seine Größe, nicht durch seine Bauart wirkend. Einen einheitlichen Charakter zeigt es nicht, Barock und Renaissance sind durcheinandergemischt, die Büsten der Sagengestalten der ungarischen Geschichte wirken befremdend. Die vier Türme sind zu kurz, drückend und eiförmig.

So die Vorderseite des Schlosses; vielleicht dadurch zu erklären, daß das Gebäude der Umbau einer Burg aus dem 14. Jahrhundert ist.

Anders die Parkseite. Eine reiche Säulenstellung vom Parterre bis zum Dache reichend, als Vorhalle vor den Haupttrakt gesetzt, gibt das Bild der majestätischen Ruhe, der kühlen Weltgewandtheit, der Vornehmheit. Vor ihr liegt ein stiller Weiher, alter Efeu rankt sich an der Balustrade der Auffahrt hinan. Dieser Anblick des Schlosses ist schön, wirklich schön.

Und dann liegt noch ein zweiter Weiher im Park.

In den Felsen gehauene Stufen führen uns zur Höhe, hinauf zu einem Rundbau, der die Marmorstatue der Fürstin Leopoldine Liechtenstein, geborene Esterházy, birgt. Canovas Meisterhand hat das Denkmal geschaffen und das milde Deckenlicht des Tempelchens erhöht noch die Wirkung des Werkes. Vor uns aber liegt der Weiher, an dessen Rand wir hinaufstiegen. Aus düsterer Schlucht verbreitet er sich zu unseren Füßen. Keine Welle kräuselt sich, er schläft, nur ein Schwan gleitet lautlos über ihn.

Wir gehen wieder auf den Schloßplatz hinaus. Gegenüber dem Schlosse steht die alte Hauptwache und die Reitschule, zwei ebenerdige Gebäude, ebenfalls mit vorgelegten Säulenhallen.

Durch ein Gittertor, wieder in südwestlicher Richtung weitersehrend kommen wir zur Judenstadt, zum Ghetto, in die „Gasse“, wie der Eisenstädter sie nennt. Er bildet eine eigene Gemeinde, Unterberg-Eisenstadt, mit ungefähr 350 Seelen.

Eine Kette, an Säulen befestigt, schließt sie am Sabbattag für den Wagenverkehr ab und oben wird „die Gasse“ dann durch ein Gittertor geschlossen. Nicht gedrängt stehen die Häuser, manchmal hat man das Gefühl, das eine werde durch die Nachbarn in die Höhe gedrückt, so schmal steht es zur Gassenfront.

Der Tempel zeigt nichts Kennenswertes.

Schon im 14. Jahrhundert entstand in der Nähe des Schlosses eine Judengemeinde. Im 17. Jahrhundert wurde sie auf den heutigen Grund versetzt. Schwer hatte sie unter den Kuruzzenkriegen zu leiden, so daß der größte Teil der Einwohner auswanderte, 1708, also nach dem Ende dieser Not, riefen die Zurückgebliebenen die Auswanderer wieder zurück und die Gemeinde erwuchs von neuem.

Etwas Besonderes birgt aber die Judenstadt doch: In seinem neuen Hause hat der Weingroßhändler Wolf die vielen geschichtlichen Funde aus dem Boden des Eisenstädter Gebietes und anderes Sehenswertes zusammengetragen, die er dank seinem Sammeleifer und der Freude zur Sache zusammengebracht hat. So entstand das einzige, aber auch überaus sehenswerte Museum des Landes.

Wir gehen durch das genannte Gittertor und stehen auf dem Grund der Gemeinde Oberberg-Eisenstadt.

Es ist ganz sonderbar, daß hier drei, früher gar vier Gemeinden gewissermaßen aneinanderkleben.

Die Baugeschichte gibt eine einleuchtende Erklärung hiefür: Zuerst bestand die eigentliche Stadt und das Schloß außerhalb ihren Mauern; dann kam die



Haydn als esterházyischer Kapellmeister.

Ansiedlung um das Schloß, der Schloßgrund, der bis zum vergangenen Jahr eine eigene Gemeinde bildete. Das Ghetto wird verlegt und bildet bis heute ein gesondertes Gemeinwesen, und endlich wächst im 18. Jahrhundert Oberberg-Eisenstadt hinzu.

Wir kommen am Spital und der Kirche der Barmherzigen Brüder vorbei. Beide Gebäude sind barock, schön die Apotheke mit ihren stilvollen Schränken.

Zwei barocke Hausportale bleiben zur Linken und vor uns steht die Bergkirche mit dem Kalvarienberg.

Aus dem alten fürstlichen Steinbruch war hieher die Erde und der Schutt gebracht worden. Auf ihm und in ihm entstanden nach dem Wunsche des Fürsten



Haydn's Geburtszimmer.

Paul (1701) die Stationen des Leidensweges Christi. Den Plan lieferte der Franziskaner Niering, der auch den Bau leitete.

Stiegen führen zur Gnadenkapelle, welche die wundertätige Muttergottesstatue birgt. Nebenan leitet ein Weg in den künstlich aufgetürmten Hügel, der die Kreuzwegstationen enthält. In Grotten, in düsteren und hellen, stehen die Gestalten aus Holz geschnitzt. Die Feuchtigkeit macht sie schadhast, so daß sie teilweise erneuert werden mußten, scheinbar zweimal. Die ältesten sind in ihrem Ausdruck die interessantesten, die neuesten sind Grödener Arbeit.

Der Gang steigt zur Höhe, wieder zum Sonnenlicht. So kommen wir zur Krönung des Hügels, zur Kreuzigungskapelle, dem Höhepunkt des Dramas, das wir an den Gestalten wiedererlebten. Ein Rundblick aber über die Dächer der Stadt, die Wulkaebene bis zum See und den Gebirgsrücken, die unseren Horizont sperren, zeigt, daß hier kein Ende ist. Aus diesem Tod erwuchs neues Leben.

Hinter dem Kalvarienberg steht die Kirche. Eigentlich nur ein Teil der projektierten, von der nur die Apsis fertig geworden ist, und zwar im Innern; von außen sind die Mauern noch heute bloß. Auch der Eingang zeigt, daß er nur als ein vorläufiger gedacht war. Im Innern ist es um so freundlicher. Hell flutet der Sonnenschein herein und hell sind die Farben der Ruppel und der



Hof des Haydnhauses in Eisenstadt.

Wände. Nur zwei Bilder, vom Maler Dorffmeister stammend — wir fanden auch in der Pfarrkirche zwei Bilder von ihm — sind stark nachgedunkelt.

Ein Medaillon am Kirchenchor erinnert uns daran, daß Haydn hier dirigiert und wohl der größte Teil seiner Messen hier aufgeführt wurde. So befindet sich auch sein Denkmal an der Wand unter dem Chore. Ober der halb ver-

deckten Lyra, die es krönt, stehen die stolzen Worte: „Non moriar, sed narabo opera domini. Ps. 117.“ — Ja, er wird nicht sterben, sondern die Werke des Herrn erzählen. An diesem Orte, wo in alter Pietät an jedem Karfreitag seine „Sieben Worte“ aufgeführt werden und überall dort, wo man seine Werke kennt.

Haydns Gebeine sind bekanntlich hieher übergeführt worden und liegen in der Gruft unter der Kirche. Die Nische ist mit einer Marmortafel geschlossen und nennt neben seinem Namen auch die der anderen, die mit ihm da ruhen.

Neben der Kirche steht ein einfaches kleines Haus, aber ein großer Mann ist dort geboren: der Anatom Josef Hyrtl. Sein Vater war fürstlicher Oboist und wohnte hier im Musikerhaus.

Wir sind mit unserem Rundgang zu Ende.



Esterházy-Schloß in Eisenstadt.

Ein Schilderer der Erlebnisse der Stadt sagte von ihr, sie hätte den Dornröschenschlaf geschlafen. Sie wäre nun erwacht — an Impulsen fehlt es nicht. Und zu wünschen ist es Eisenstadt, diesem alten, deutschen Städtchen.

Der Neusiedler See

Von Robert Baravalle

Wer einmal im leisen Abenddämmern von Erlach oder Pitten durch die weiten, sanft ansteigenden Wälder empor zur Rosalienkapelle gewandert ist und nun plötzlich den Blick nach Osten frei, das ganze nördliche Burgenland zu seinen Füßen liegen sieht, wird den eigenartigen Zauber dieser Rundschau nie vergessen. Aus dem Tale empor branden die Edelkastanien- und Buchenwälder, zur Rechten schneiden die Waldhöhen des Breitenriegels den Blick nach Süden ab, nach Osten und Nordosten aber geht er in ungehemmte Weiten. Tief im Tale die mächtige Burg Forchtenstein, aus gemauertem, tiefem Graben mit all ihren winkligen, hochragenden Mauern und Gebäuden aufsteigend, dann im sanft gewellten Hügelland die niedrigen Häuser von Mattersburg,

übertagt von dem stolzen Tabor der Kirche, die niederen Waldhügel bei Marz mit seinem uralten Kirchlein und das seltsam unregelmäßige Prazberg. Fast verschwinden die Ortschaften in den Ackerwellen der Wulkaebene. Ein sanfter, blau geränderter Höhenzug und dahinter eine weite, glitzernde, leuchtende Fläche, der See, der seinen Namen nach der uralten Siedlung an seinem Nordende erhalten hat.

Nirgend so stark wie hier wirkt das Burgenland durch seine sonnige Weite beruhigend auf den Beschauer. Aber diese Weite ist niemals langweilig, nie öde, überall lieblich unterbrochen durch eine Baumgruppe, durch im Grün der Obstgärten ruhende Ortschaften, durch köstliche Rebhänge. So ist auch der See selbst trotz seines breiten Schilfgürtels und der zum großen Teile



Neusiedler See bei Podersdorf.

flachen Ufer nirgends eintönig, immer abwechslungsreich aber von jener gemütvollen Abwechslung, die erquickt und beruhigt.

Der größte Teil des 36 Kilometer langen und bis 15 Kilometer breiten Sees gehört zu Österreich. Nur ein kleiner Teil mit der alten deutschen Stadt Ödenburg ging durch die Ungeschicklichkeit unserer Staatsmänner im Vertrage von Venedig verloren, obwohl sogar der sicher nicht günstige Vertrag von St.-Germain uns dieses Gebiet zugesprochen hatte. Dies nur als kleine Erinnerung, damit wir nie vergessen, daß auch hier deutsches Volk wider jedes Recht und Gesetz unter brutaler Fremdherrschaft schmachtet.

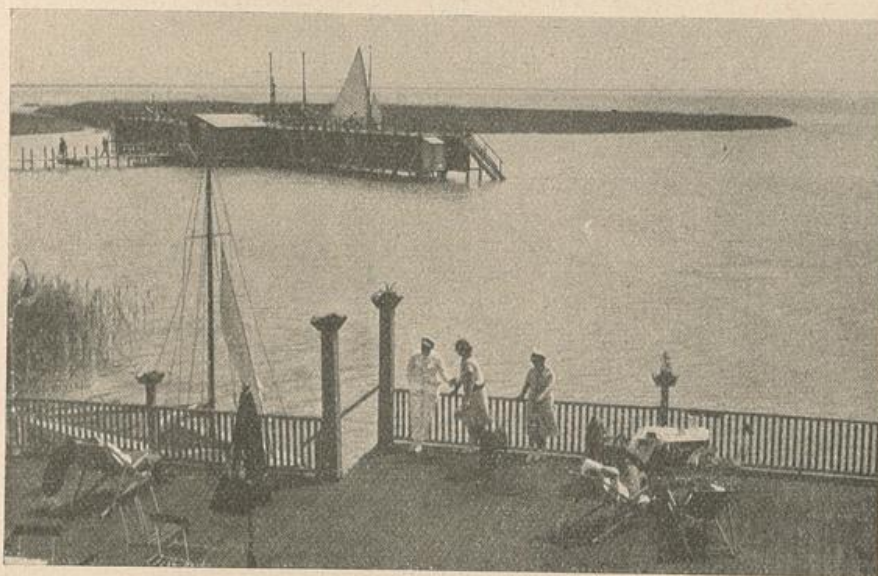
Die glitzernden Wasser des Sees, die nur sehr selten unter peitschenden Gewitterstürmen höhere, braungraue Wellen werfen, bergen ein seltsames Geheimnis. Niemand noch konnte sicher ergründen, woher seine Wasser kommen, wohin sie gehen. Der unbedeutende Zufluß der Wulka kommt gegenüber der starken Verdunstung der Oberfläche kaum in Betracht. Der Abfluß

durch das Moorland des „Waasen“ zur Rabnitz konnte noch nicht erwiesen werden.

Dabei wechselt der Wasserstand des Sees, allerdings in verhältnismäßig langen Zeiträumen, ganz bedeutend.

Um die Mitte des 14. und des 18. Jahrhunderts war der See beinahe ganz ausgetrocknet. Aber 40 Jahre später hatte der See einen Höchststand erreicht, der seine Wasser beinahe die östlichen Häuser von Rust bespülen ließ. In den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts versiegte er bis auf kleine Wasserstümpel völlig und im Jahre 1868 setzte am Seeboden bereits der Ackerbau ein. Aber im Jahre 1872 begann der See wieder zu wachsen und acht Jahre später hatte er seine jetzige Ausdehnung erreicht.

Schon seit langem beschäftigte man sich mit dem Gedanken der Trockenlegung des Sees, um Ackerboden zu gewinnen. Diese Ideen scheinen nun ent-



Bad Neusiedl am See.

gültig begraben zu sein. Man erkannte, daß der Neusiedler See als Badestrand vollwertig die Adriaabäder zu ersetzen vermag und daß seine Wasser, für den Fremdenverkehr ausgenützt, mehr der Volkswirtschaft nützen würden, als die mit ungeheuren Kosten verbundene Gewinnung von Ackerboden durch Trockenlegung. Außerdem hat die Trockenheit der Sechziger- und Siebzigerjahre sich auf die klimatischen Verhältnisse der Gegend sehr ungünstig ausgewirkt und eine schwere Schädigung des Weinbaues verursacht.

Zwei Einfallstore leiten von Westen den Verkehr zum See. Durch das eine, die breite Senke zwischen Rosalien- und Leithagebirge führt die Bahnlinie über Wiener-Neustadt—Ebenfurt—Wulka—Prodersdorf nach Eisenstadt, der am Abhange des Leithagebirges malerisch gelegenen Hauptstadt des Burgenlandes. In der nächsten Station, Schützen am Gebirge, zweigt die kleine Bahn nach St. Margarethen—Rust ab. Während im Westen die weite Wulkaebene sich dehnt, erheben sich im Osten mit steilen, teilweise felsigen Abhängen die Wein Hügel von Oggau und Rust.

Hier liegt als südlichster Ort am westlichen Seerand, kaum eine Viertelstunde von der Grenze entfernt, Mörbisch. Die schmucken, meist einstöckigen Häuser mit ihren romantischen Säulenvorbauten und den prächtigen Höfen atmen Wohlstand und Behaglichkeit. Ein neu errichteter Gasthof bietet gemütliche Räume, verspricht gute Einkehr. Draußen aber am See, außerhalb des breiten Schilfsgürtels, steht die neue Badeanstalt, rings vom Wasser umspült, grüßend und lockend.

Ist Mörbisch die stille, verträumt romantische Landstadt, die wohl nicht mit Unrecht die schönste Gemeinde um den See genannt wird, so ist Rust die lebhafteste, alte Freistadt, in der besonders in der Zeit der Weinlese, wenn die purpurnen Trauben in großen Rübeln auf Wagen in die Stadt geführt werden und dickbäuchige Fässer voll des gärenden Weines in den weitgewölbten Kellern liegen, fröhlichstes Leben pulsiert. Wenn man von der Eisenbahn-



Rust.

Station gegen die Stadt wandert, türmt sich zuerst ein steiler, mit niederem Bürstlingsgras bedeckter Rücken vor uns auf, in den gewaltige Steinbrüche tiefe Schluchten mit fast lotrechten Wänden gegraben haben. Raum aber hat man den Höhenzug erstiegen, so weitet sich vor unseren Blicken das lieblichste Weinland, Rebengarten an Rebengarten, und von der Ferne grüßt, umkränzt von dem Weinlaub, die Stadt mit ihren roten Siebeldächern und dem ragenden Renaissanceturm der Hauptkirche. Dahinter aber blinkt der See, zu dem auch hier eine lange Gasse im Schilf gehauen ist, um zu der nicht weit entfernten Badeanstalt, die sich zart auf schlanken Holzsäulen aus dem Wasser erhebt, zu führen. Diese „Schluichten“, die durch das dichte Schilf den Verkehr vom Ufer zum offenen See ermöglichen, bilden eine eigenartige Charakteristik des Seeufers.

Die alten Stadtmauern von Rust und auch einige Stadttürme sind noch erhalten, die Tore leider dem regen Verkehrsbedürfnisse zum Opfer gefallen. Die Häuser, zumeist ebenerdig oder einstöckig, zeugen von Wohlstand und bergen

hübsche Barock- und Renaissanceformen. Eine große Anzahl weiter Höfe mit Lauben bilden malerische Winkel.

Nördlich von Rust liegt nur noch der kleine Weinbauernort Oggau am Westufer des Sees.

Die breite, versumpfte Wulkamiündung bot keine Siedlungsgelegenheit und auch weiter im Norden ist zwischen den Weinhängen des Leithagebirges und dem freien See ein breiter, flacher Gürtel von nassen Wiesen und dichtem Schilf ausgedehnt, in dessen Bereiche für die Anlage von Badeplätzen noch keine Vorsorge getroffen wurde.

Allerdings bieten die fünf großen Orte, Donnerskirchen, Purbach, Breitenbrunn, Winden und Jois, deren Häuserreihen langgestreckt die Straße begleiten und sowohl in die Nebenhügel als in das flache Wiesenland hinaus-



Sektor in Rust.

greifen, viel Sehenswertes. Durch die zumeist ebenerdigen Häuser, aber auch durch die ausgedehnten Höfe und Wirtschaftsgebäude haben alle diese Ortschaften einen beträchtlichen Umfang. Am größten und betriebsreichsten ist der Markt Purbach mit drei noch erhaltenen schönen Toren aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Eine Eigenart bilden hier die außerhalb des Marktes am Hange des Leithagebirges gelegenen Weinkeller, zu Gassen geordnet, die förmlich eine gesonderte Ortschaft darstellen.

In Breitenbrunn wiederum ist die mächtige gotische Kirche, von einer starken Verteidigungsmauer umgeben, von Interesse. Doch auch viele Privathäuser zeigen hübsche Formen des Barocks und sogar der Renaissance. Die von steinernen Laubengängen umgebenen Höfe, die breiten Einfahrtstore, die Handwerks- und Hauszeichen im Schlusssteine des Torgewölbes geben allen diesen Orten das Gepräge erdentsprossener Wohlhabenheit.

Das Leithagebirge verflacht hier nach Nordosten, einen Hügelausläufer längst des Sees nach Südosten vorschickend, an dessen Hängen neben den zahlreichen Weingärten kleine Maisfelder im feuchten Seewind rauschen. Hier ist

das weite, flach gewellte fruchtbare Land der Tarndorfer Heide, die am Horizonte von den Waldhügeln bei Altenburg und Preßburg umsäumt wird.

Von Jois führt ein Fußweg durch nasse Wiesen nach Neusiedl. Die Gräben zu beiden Seiten des Weges sind mit Wasser gefüllt, Schilf steht um kleine Tümpel; der See greift weit ins Land hinein. Eine schlichte Kapelle zwischen zwei Kastanienbäumen erinnert an Pest und Türkennot. Vor uns aber liegt die langgestreckte Stadt Neusiedl, überragt von der hübschen barocken Pfarrkirche und dem klobigen, viereckigen Römerturm, von dessen Mauern man eine fast unbeschränkte Sicht genießt. Nach Süden die glitzerhelle Fläche des Sees, im Westen die Wald- und Rebenhöhen des Leithagebirges, nach Osten



Blick auf den Neusiedler See von Westen.

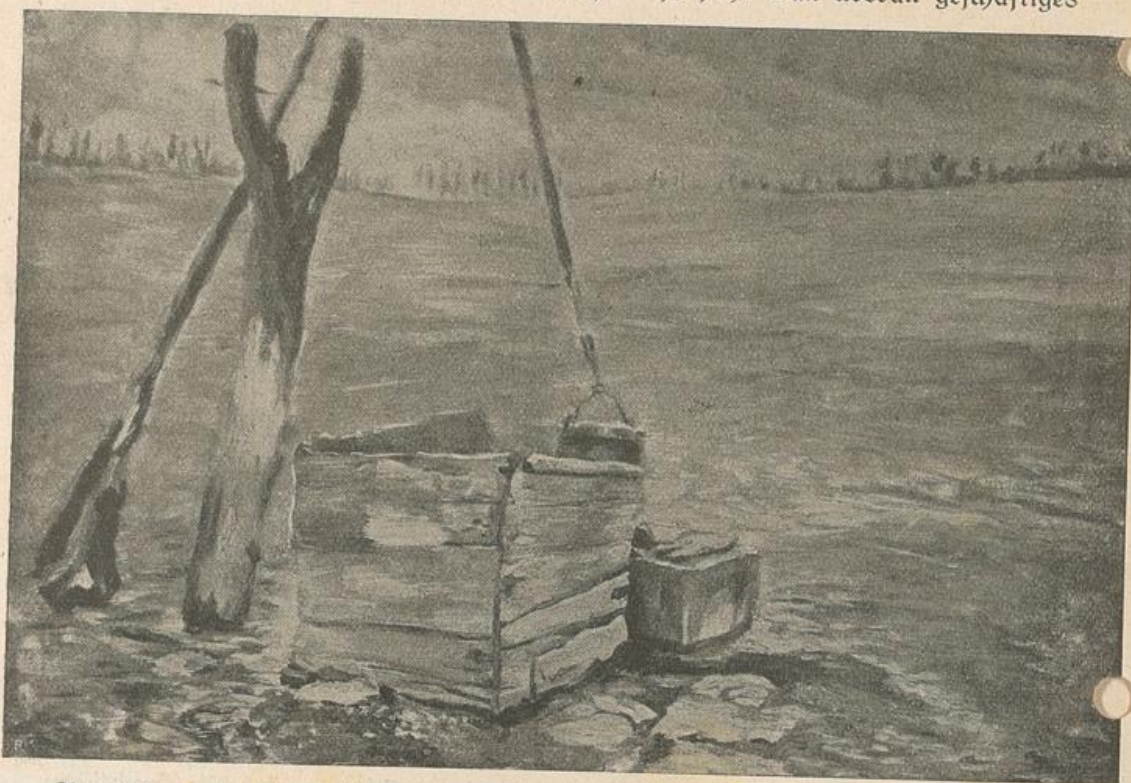
Max Seemann.

und Norden jedoch das sanft mit dem Horizont sich vermählende fruchtbare Heideland.

Neusiedl hat von allen Orten am See seine Bedeutung als Badeort am besten erkannt. Die günstige Bahnverbindung mit Wien über Bruck an der Leitha mag dazu das ihre beigetragen haben. Die alten Gasthöfe prunken in neuem Gewande, neue Gasthöfe entstehen und entwickeln die Stadt gegen den See zu. Sonntagsbadezüge machen es dem Wiener leicht, in einer Stunde am „Meere“ zu sein. Ja, am Meere, denn das Wasser dieses Steppensees ist salzhaltig und der weiche Sand des Grundes spielt gefällig um die Füße. Dabei bietet der See durch seine fast überall gleiche Tiefe von einundeinhalb Meter auch für Nichtschwimmer das idealste Bad, das man sich denken kann. Ein fast zwei Kilometer langer Damm, begleitet von einem niedlichen Bootskanal, führt vom Bahnhof Neusiedl-Stadt durch den breiten Schilfgürtel zur Badeanstalt am freien See. Rechts die große Gastwirtschaft, hübsch in Holz

ausgeführt, mit dem Blick auf den offenen See, links die in heiteren architektonischen Linien gehaltene Badeanstalt, beide Gebäude rings vom Wasser umspült, ein Venedig im kleinen. Hier ist es köstlich, einen langen, sonnigen Sommertag zu durchträumen, in dem warmen Wasser herumzutollen oder weit in den See hinauszuschwimmen. Und wäre man auch 10 Kilometer hinausgeschwommen, überall kann man sich aufstellen, wenn man ermüdet ist. Bis spät in den Herbst hinein kann man an sonnigen Tagen in das leichtgraugrüne Wasser steigen, sich wundervoll erquickend.

Wandert man durch die lange Hauptstraße, — man braucht eine Stunde von einem Ende des Ortes zum andern, — so sieht man überall geschäftiges



Puszfabrunnen im Seewinkel.

E. A. Duffek.

Leben, überall die rasche Umwandlung vom stillen Landorte zum vielbesuchten Erholungsort für Fremde. Werden dem rasch aufblühenden Orte manchmal die Kinderkleidchen auch ein wenig enge, ist das Beharrungsvermögen in mancher unbequemen Ursprünglichkeit noch nicht ganz überwunden, so macht dies die Freundlichkeit der Aufnahme reichlich wett.

Nun beginnt nach Südosten das weite, fast ebene Heideland mit seinen alten, hübschen Siedlungen fern des Sees: Weiden, Gols, Mönchhof, Frauenkirchen. Südlich von Frauenkirchen im Raume zwischen dem Seeufer und der Grenzstation Pambagen breitet sich einer der seltsamsten Landstriche Europas aus, eine wirkliche Seenplatte. Am Ufer des Sees liegt hier Podersdorf, der einzige Badeort mit Sandstrand und daher wohl der ausbaufähigste Fremdenort am ganzen See.



Windmühle bei St. Andrä im Burgenland.

E. A. Duffek.



Der hübsche Ort St. Andrä hat an der Zicklacken, einem See in der Größe des Jaaker Sees, eine prächtige Badegelegenheit und auch die beiden kleinen Orte Illmitz und Apetlon, mitten zwischen zahlreichen kleineren Seen gelegen, bieten bei bescheidenen Ansprüchen Luft, Sonne und Wasser in Überfluß.



Vorhallenhaus in Mörbisch am Neusiedler See.

All das Schöne, Neue, Seltsame konnte dieser kurze Rundgang um den See nicht schildern. Tausend kleine Schönheiten sind in den alten Häusern und Kirchen der Orte verborgen, die jeder liebevollen Sinnes neu aufzuspüren vermag. Im Schilf und im Moor nisten Wasservögel mannigfaltigster Art.

Welch seltsames Federwild es hier gibt, zeigen die Sammlungen im alten Schlosse Lockenhaus im Günstale.

Über den See ziehen weiße Segelboote und flitzen, die Orte einander nahe bringend, die Motorboote. Manches ist in froher Arbeit hier schon geschehen, vieles ist im Werden.

Unser Ödenburg

Von Anton Silberbauer

Ödenburg! Das Wort klingt uns Burgenländern wie eine Fanfare, unsere Seele schwingt mit, wenn wir das Wort nur sagen. Die Hauptstadt des Heinenlandes, die Hauptstadt des Burgenlandes bleibt sie, wenn sie auch draußen



Ödenburg, Stadtturm.

in der Fremde ist. Sie ist in der Fremde geblieben nicht nach eigenem Willen, nicht aus dem freien Entschluß einer selbstgewählten Zukunft. Als unsere Wehrmacht sich anschickte, das Burgenland, das uns gehörte nicht nur kraft der Verträge, sondern noch viel mehr kraft des Rechtes, der Geschichte, der Sprache, der Kultur und Sitte, endgültig in den Besitz der deutschen Sprach- und Schicksalsgemeinschaft überzuführen, war Ödenburg draußen. Kein österreichischer Wehrmann, kein österreichischer Gendarm durfte sein Gebiet betreten. Denn es hatte dem hohen Räte der Mächte gefallen, das Schicksal Ödenburgs und

seine Zukunft von einer Volksabstimmung abhängig zu machen.

Wir hätten uns auf das deutsche Ödenburg gerade so verlassen können wie auf die Umgebungsgemeinden, wenn nicht fremde Gewalten eingegriffen hätten, das Wahlg Glück zu korrigieren. Zuerst erhob sich der Terror, der alle deutschen und österreichisch fühlenden Elemente einschüchterte, sich hervorzuwagen und ein Bekenntnis ihres Sinnens und Fühlens abzulegen; dann kamen die zu dem Zwecke der Volksabstimmung neu fabrizierten Bürger von Ödenburg, die nur für den Tag der Wahl an dem Schicksal der Stadt interessiert wurden und waren, während viele, viele Deutsche in die Wahllisten nicht eingetragen waren.

Trotz alledem hielt Ödenburg seine deutsche Ehre aufrecht. Nicht weniger als 35 Prozent aller abgegebenen Stimmen hörten auf den Ruf der Mutter Österreich, die an das alte Stadttor pochte. Eine bittere Enttäuschung für die

Madjaren, die sich wegen der Machinationen, die sie für die Volksabstimmung ins Werk gesetzt hatten, ein überwältigendes Ergebnis erhofft hatten, an dem die Nachrede nicht mäkeln könnte! Es soll nicht vergessen werden, daß namentlich die wackeren „Bohnzüchter“ allen Anfeindungen und Einschüchterungen zum Trotz geschlossen ihre deutsche und österreichische Gesinnung bekundet haben. Sie haben dabei nicht nur ihr Herz sprechen lassen, das es sie zu Österreich und zur deutschen Sprachgemeinschaft zog, sondern auch ihren Kopf zu Rate gezogen, der ihnen sagte, daß die Zukunft des Burgenlandes und sein Schicksal auch Schicksal und Zukunft Odenburgs sei. Wenn Odenburg nicht in den Banden des Terrors gelegen hätte und frei, ohne Wahlmache, über seine Zugehörigkeit hätte verfügen können, nicht anders hätte es entschieden, als die acht Landgemeinden, die zwei Tage später trotz des Ausfalles der Odenburger Abstimmung sich mit großer Mehrheit für Österreich aussprachen.

So ist denn Odenburg gegen seinen eigentlichen Herzenswunsch bei Ungarn verblieben. Niemanden zum Heile! Nicht dem Burgenlande, das seinen natürlichen Mittelpunkt, seine Hauptstadt verloren hat, und auch nicht den Madjaren, die keinen Vorteil von dem Verbleiben Odenburgs bei Ungarn haben. Denn der einst blühende Mittelpunkt eines gesegneten Landes ist heute eine dahinwelkende Stadt. Die Märkte Odenburgs, die bis in die Gauen Österreichs hin bekannt und berühmt waren und von dort reichen Zustrom von Käufern hatten, sind verödet. Die Geschäfte liegen darnieder, Handel und Gewerbe flauen ab und die braven Wirtschaftsbürger wissen nicht, wohin mit den Früchten ihres Fleißes.

Odenburg soll jedoch nicht sterben! Es kann aber nur leben in und mit dem Burgenlande! Gerade darum ist unsere Hoffnung so selbstsicher, unsere Zuversicht so lebendig, daß einst der Tag kommen wird, wo wir Odenburg wieder haben werden. Die Befreiung des übrigen Burgenlandes soll uns die Gewähr der anderen Befreiung sein, die wir mit heißem Herzen ersehnen.

Minderheitendebatte im ungarischen Parlament

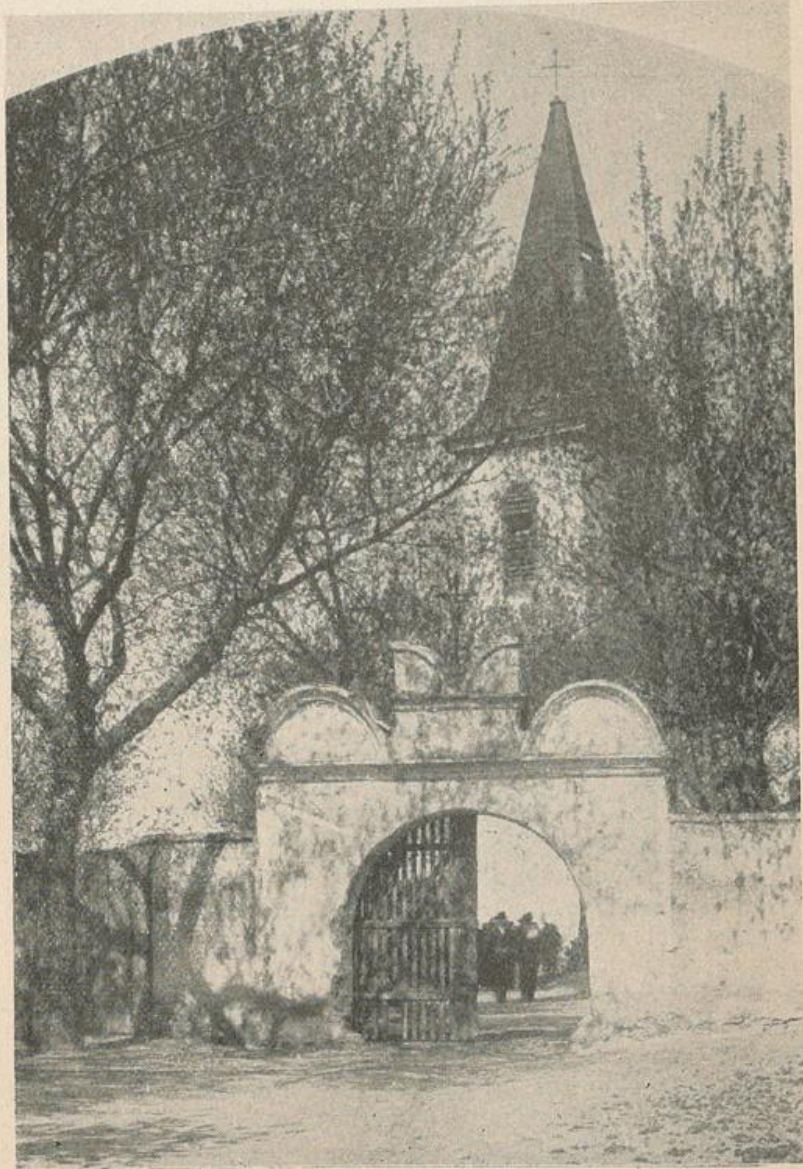
Von Dr. Viktor Miltshinsky, Wien

Das Burgenland hatte schwere Zeiten durchzumachen, bis es endlich im Dezember 1921 seine Wiederangliederung an das alte deutsche Mutterland vollziehen konnte. Damit aber hatte es sein Ziel erreicht, seine freie und ruhige Entwicklung im Rahmen der großen deutschen Volksgemeinschaft ist für alle Zeiten gesichert.

Anders das übrige geschlossene deutsche Sprachgebiet im Osten — St. Gotthard, Güns, Wieselburg und Altenburg — das uns vorenthalten und bei Ungarn belassen wurde; das Gebiet von Odenburg, das durch einen brutalen Gewaltstreich nachträglich aus dem Körper des Burgenlandes wieder herausgerissen wurde, und schließlich die verschiedenen deutschen Sprachinseln, die bis an die äußersten Grenzen Ungarns verstreut liegen und deren Angliederung an das binnendeutsche Gebiet naturgemäß nie in Frage kommen konnte, noch kann! Rund 600.000 Deutsche insgesamt sind in diesen Gebieten der Fremdherrschaft überantwortet und führen gegen das madjarische Mehrheitsvolk (7,147.053 Seelen) einen schweren Kampf um ihre Selbstbehauptung.

Daß dieser Kampf notwendig ist, muß erstaunlich erscheinen. Die Madjaren haben heute selbst 3,3 Millionen ihrer Stammesgenossen unter fremder Herrschaft schmachten, für deren Minderheitenrechte sie einzutreten haben. Das

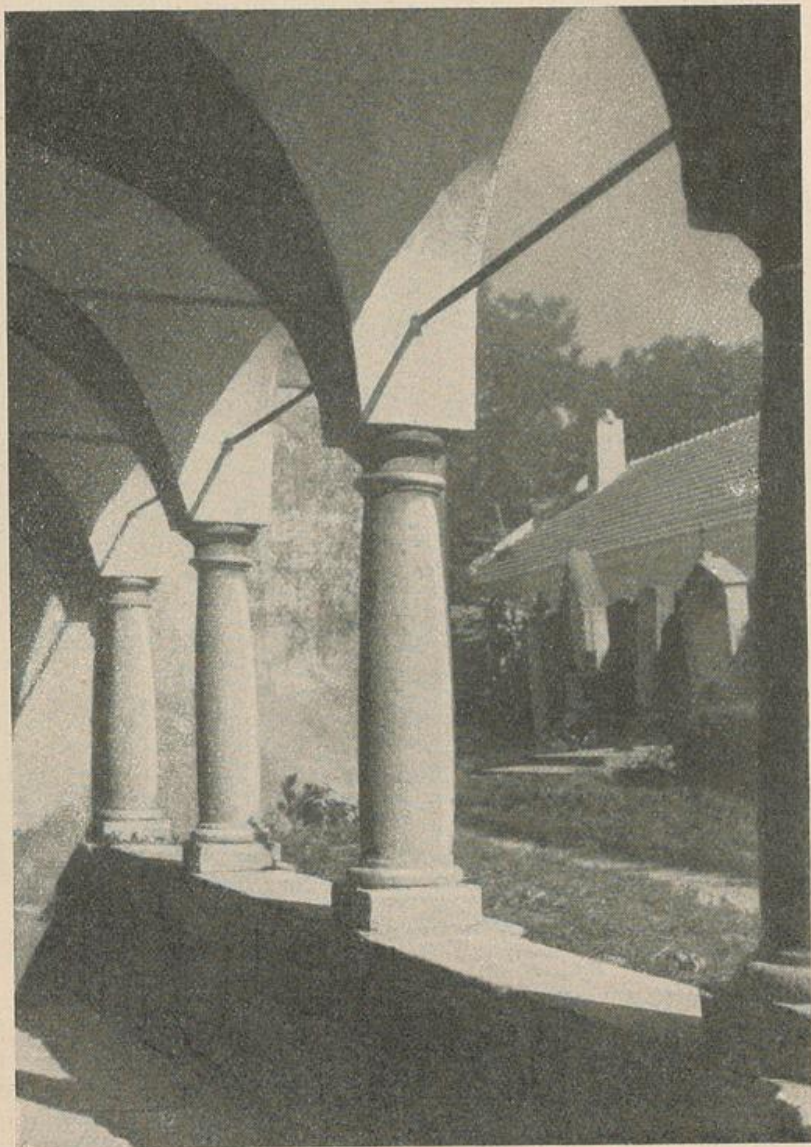
müßte sie veranlassen, vor allem bei sich zu Hause Ordnung zu machen und die Lage der deutschen Minderheit in Ungarn so zu gestalten, daß die Minderheitspolitik Ungarns überall und von jedermann als mustergültig anerkannt



Kirche in Zuredorf.

werden müßte. Können die Madjaren doch nur in diesem Falle darauf rechnen, auch mit ihren Forderungen zu Gunsten ihrer unterdrückten Stammesbrüder Eindruck zu machen und Bundesgenossen zu gewinnen, die ihnen diese Forderungen durchsetzen helfen. Auch bedeutende ungarische Politiker, so zum Beispiel Graf Apponyi, haben dies längst ausgesprochen, trotzdem aber ist man

heute in Ungarn von einer auch nur halbwegs befriedigenden Lösung der Minderheitenfrage noch sehr, sehr weit entfernt. Auch die Tatsache war bisher auf die Madjaren ohne sichtbare Wirkung, daß die Lage der deutschen Minderheit in Ungarn letzten Endes naturgemäß auch die deutsch-ungarischen

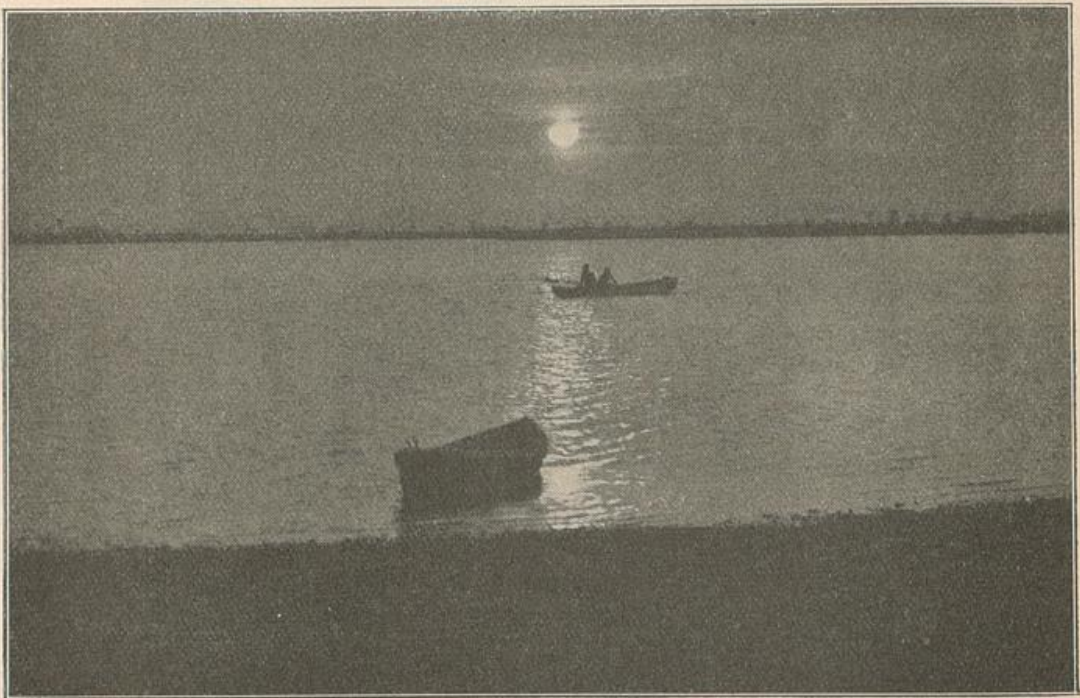


Pavillonhof in Kaisersteinbruch.

Beziehungen grundlegend beeinflussen muß. Das deutsche Volk kommt für Ungarn als sein wichtigster, vielleicht sogar als sein einziger, unter allen Umständen sicherer Bundesgenosse in Frage. Ungarn rechnet auch mit der deutschen Freundschaft in weitgehendem Maße und auf lange Sicht, ja man betrachtet es in Ungarn geradezu als eine Selbstverständlichkeit, daß das deutsche Volk

sich an die Seite Ungarns zu stellen hat. Die Gegenleistung aber, die doch vor allem darin bestehen müßte, daß man den ungarländischen Deutschen freundlich entgegenkommt und ihnen die freie, kulturelle Entwicklung ermöglicht, ist Ungarn auch in diesem Falle schuldig geblieben.

Das einzige, was Ungarn in der Minderheitenfrage bisher getan hat, ist, daß es sich in ein paar Verordnungen einige hübsche Aushängeschilder geschaffen hat. Die werden immer hervorgeholt, wenn es gerade nötig erscheint. Doch fällt heute bereits niemand mehr darauf hinein, besonders wir Deutschen nicht; papierene Erlässe und schöne Reden üben auf uns nicht die allergeringste Wirkung mehr, entscheidend sind für uns einzig und allein die Taten. Wie es



Abend am Zicksee bei St. Andrä.

aber damit bestellt ist, wollen wir heute im Zusammenhalt mit der großen Minderheitendebatte wieder einmal aufzeigen, die am 5. Mai d. J. im Budapestter Parlament stattfand und aus der wir vor allem den Ministerpräsidenten Grafen Bethlen selbst als Kronzeugen für unsere Anklagen führen können.

Der Abgeordnete Malasits sprach in der Sitzung über das europäische Minderheitenproblem und führte in diesem Zusammenhang dann auch Beschwerde darüber, daß die „Gesetze und Verordnungen über den deutschen Schulunterricht in Ungarn, nicht eingehalten werden“. „In den deutschbevölkerten Gegenden Ungarns“, sagte er, „weist die Statistik der Analphabeten horrende Zahlen auf. Es gibt in der Nähe der Hauptstadt deutsche Ortschaften, in denen die Zahl der Analphabeten im Vergleiche zum Jahre 1910 um 20 von Hundert gestiegen ist.“ Schließlich stellte der Abgeordnete einen Antrag, der unter anderem auch die obligatorische Errichtung deutscher Schulen fördern wollte.

Was hatte nun Graf Bethlen dem Beschwerdeführer zu erwidern? Zunächst lehnte er den die deutschen Schulen betreffenden Teil seines Antrages von vornherein ab, „aus prinzipiellen Gründen“! Er zog sich wieder einmal auf die berühmten Minderheitenverordnungen vom Jahre 1923 zurück und führte zum Beweise dessen, daß sie auch durchgeführt würden, auch Daten an: „Von 393 Ortschaften, die Anspruch darauf erheben können, den Unterricht in nichtmadjarischer Sprache zu halten, geschieht dies in 48 Ortschaften in der betreffenden fremden Sprache, in 63 Ortschaften gemischtsprachig . . .“ Heute, nach vierjähriger Geltungsdauer der Minderheitenverordnung, hat also



Heinzischer Bauer.

kaum erst ein Achtel aller Schulen in deutschen Ortschaften den vollen deutschen Unterricht, ein weiteres Sechstel der Schulen ist so eingerichtet, daß wenigstens einige Gegenstände in deutscher Sprache gelehrt werden, nicht weniger als 282 Schulen aber harren noch der Umgestaltung zu irgendwelchen, den Namen von Minderheitsschulen wenigstens annähernd verdienenden Anstalten. Der Grund für diese geradezu hohnvollen Verhältnisse? Nun, die Verordnung besteht zwar, aber sie wird eben nicht durchgeführt. Die Eltern hätten nach der Verordnung zu entscheiden, wie die Minderheitenschule ihrer Ortschaft beschaffen sein soll, aber sie werden nicht gefragt, oder aber sie werden derart eingeschüchtert, daß sie sich überhaupt nicht getrauen können, Stellung zu nehmen. Graf Bethlen will diese Tatsachen allerdings verschwinden machen,

„wir sorgen dafür“, meinte er, „daß der dem Wunsche der Eltern entsprechende Schultyp aufgestellt werde“. Abgeordneter Malasits rief ihm hier dazwischen: „Dieses Prinzip kommt am wenigstens zur Geltung!“ Und die bloßen Zahlen stehen schon — wenn man auch sonst von den Verhältnissen, wie sie in Wirklichkeit sind, gar nichts wüßte, geben dem Abgeordneten recht. Graf Bethlen hat übrigens eines auch selbst zugegeben: daß der Fortschritt „nur langsam“ sei. Und als Grund hiefür gab er unter anderem auch den Mangel an Lehrern an, die auch deutsch können, weiters, daß es an deutschen Lehrbüchern fehle. Nun, in vier Jahren hätte man, bei auch nur einigem guten Willen, alledem schon längst, längst beikommen können. Besonders deutsche Lehrbücher waren jeden Tag zu haben, wenigstens provisorisch! Man kann sich übrigens vorstellen, wie auch in den 48 deutschen Schulen ohne deutsche Bücher der „deutsche“ Unterricht aussehen mag! Von den Lehrern ganz zu schweigen, deren einer — allerdings an einer höheren Schule — sich bei seinen Schülern entschuldigte, daß er ihnen auch etwas Deutsch beibringen müsse!

Man darf nun aber eines nicht tun, nämlich etwa diese Minderheitendebatte im Parlament als eine Erscheinung für sich allein betrachten. Man muß vielmehr alles das, was da wieder einmal so kraß aufgeschienen hat, noch mit anderen Dingen zusammenhalten. Nehmen wir zum Beispiel den Ungarländischen deutschen Volksbildungsverein. Auf dem Papier hat selbstverständlich auch er — eine Parallele zu der Schulverordnung — alle Freiheit und Entwicklungsmöglichkeit zugestanden. Und in Wirklichkeit? In der Baranya, wo am meisten Deutsche wohnen, war es bis heute nicht möglich, Ortsgruppen des Vereines zu organisieren, obwohl das Bedürfnis darnach naturgemäß gerade hier sehr groß ist. Man hindert den Verein mit allen Mitteln, die ihm bewilligte Tätigkeit auch auszuüben! Oder erinnern wir an den unliebsamer Weise bekanntgewordenen Briefwechsel Bethlen—Mándy. Abgeordneter Mándy wäre gerne ins neue Oberhaus gekommen, war auch schon dafür kandidiert, hätte aber nun naturgemäß sein Reichstagsmandat niederlegen müssen. Graf Bethlen bewog Mándy indes, auf die Pairswürde Verzicht zu leisten und sein bisheriges Mandat beizubehalten. „Du kennst ja die örtlichen Verhältnisse“, schrieb er an Mándy, „und weißt somit, daß sich im benachbarten Villányer Wahlbezirk während der letzten Reichstagswahlen gewisse, hoffentlich nur vorübergehende Erscheinungen gezeigt haben, deren Wiederholung nicht erwünscht wäre.“ Was will das besagen? Nun, im Villányer Bezirk kandidierte bei der letzten Wahl als selbständiger Kandidat gegen den offiziellen Regierungskandidaten der Deutschenführer Dr. Bleyer und Bleyer wurde auch gewählt. Das paßte dem Grafen Bethlen nicht! Er ließ zwar später, und sogar durch Bleyer selbst, erklären, die angezogene Briefstelle richte sich nicht gegen Bleyer noch gegen seine Wahl, sondern habe lediglich auf die Erregung hinweisen wollen, die seinerzeit durch die mit großer Heftigkeit geführte Wahlagitation im Villányer Bezirk hervorgerufen worden sei. Aber die Kinder sind noch nicht geboren — wenigstens außerhalb Ungarns noch nicht — die über diese Deutung nicht herzlich lachen würden: der arme Staatschef, dem ein bißchen Wahlagitation so furchtbare Besorgnisse einflößt und der infolgedessen die Erregung bei den Wahlen abschaffen möchte! Es bleibt also dabei: Graf Bethlen wollte innerlich den selbständigen deutschbewußten Volksvertreter nicht, der Bleyer schließlich doch ist, er wollte weiters verhindern, daß an Stelle Mándys am Ende in der deut-

schen Gegend noch ein zweiter selbständiger Deutscher auftrate und gewählt werde, und schließlich hofft er — „hoffentlich nur vorübergehende Erscheinungen“! — daß Bleyer nächstes Mal nicht mehr hochkommen wird. Die Behörden werden sich diese Hoffnung des Herrn Ministerpräsidenten gewiß gesagt sein lassen. —

Alle diese Dinge zusammen ergeben annähernd ein Bild der Lage, in der sich die ungarländischen Deutschen immer noch befinden. Sie ist durchaus unbefriedigend und darüber kann uns niemand und nichts hinwegtäuschen. Auch Parlamentsreden des Grafen Bethlen nicht, am wenigsten dann, wenn sie solche Selbstanklagen sind wie seine Entgegnung in der Minderheitendebatte. Was uns künftighin einzig und allein vom Gegenteil wird überzeugen können, das



Hallstattgräber bei Weiden.

sind, wie schon gesagt, T a t e n. Davon, wie sie aussehen werden, hängt alles ab: die Zeit ist vorbei, in der die deutsch-ungarische Freundschaft von den Madjaren so schön als ein durchaus einseitiges Geschäft zu ihren Gunsten ausgebeutet werden konnte.

Das Buch

Von Eberhard Weittenhiller

Er war noch ein Kind, als er mit seinem Vater aus seiner Bergheimat hieher nach Amerika ausgewandert war.

Peinlich hatte es der Vater die langen Jahre her vermieden, von Daheim zu sprechen. Auch schien er alle Beziehungen zu seinem Geburtsorte abgebrochen zu haben, obwohl er sichtlich an Heimweh litt. Was daheim vorgefallen, wußte der Sohn nicht.

Vor wenigen Wochen war der Vater an demselben Leiden gestorben, das nun den Jungen aufs Krankenlager geworfen hatte. Diese Stunden der Schmerzen entflammten in ihm auf einmal das Heimweh mit überwältigender Wucht.

Zwar waren es nur noch Kindheitserinnerungen, die ihn mit Daheim verbanden, Erinnerungen an die Mutter und an frohverlebte Stunden; im übrigen war ihm das Bild der Heimat verblaßt. Um so lebhafter gaukelte ihm seine Phantasie die Stätte seiner Kindheit in zauberischem Glanze vor. Um so stürmischer wurde sein Sehnen, das Verlorne mit eigenen Augen wiederzusehen.

Von dem Unglück, das inzwischen seine Heimat betroffen, wußte der Junge noch nichts: daß sie durch einen furchtbaren Felssturz, der dem Berg eine andere Gestalt verliehen und den engen Talkessel mit Trümmern fast ausgefüllt hatte, vom Erdboden gleichsam verschwunden war.

Auf der Bettdecke lag ein aufgeschlagenes Buch in einer dem Kranken fremden Sprache. Vom Vater, der sie verstand, hatte er dies Buch, eine Schilderung seiner Heimat, übernommen. Wie hatte ihn dieser mit dem Inhalt bekannt gemacht, wohl um sein Heimweh nicht zu wecken. Der Junge ehrte es wie ein Heiligtum. Ihm genügte das Bewußtsein, daß des Vaters Augen so oft darin geruht. Auch empfand er es als etwas Mystisches, daß das Buch mehr von seiner Heimat wußte, als er selbst.

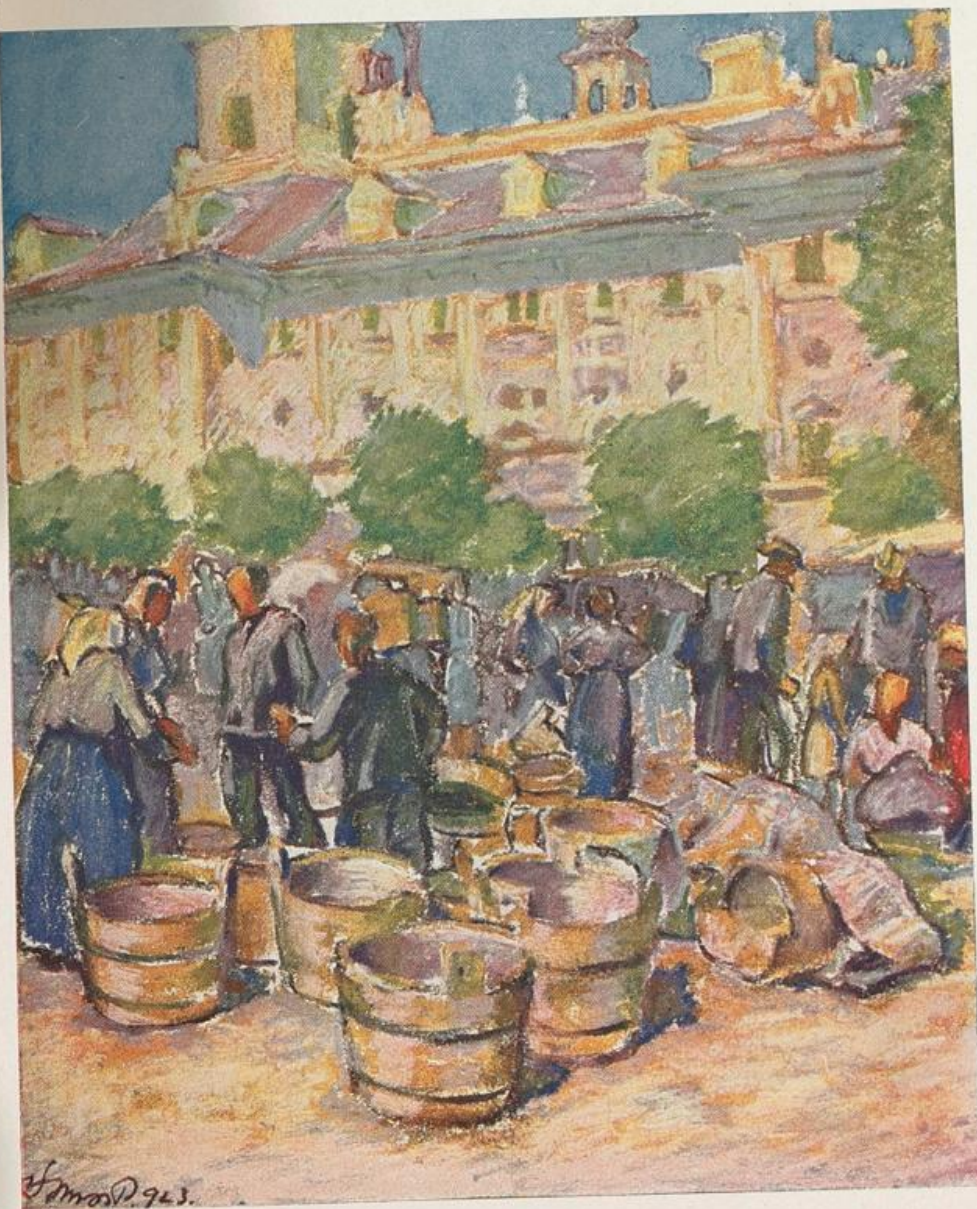
Auf den ersten Blick hatte der eintretende Arzt erkannt, daß keine Hoffnung auf Genesung mehr bestehe; aber auch, daß der Kranke schwer an seiner Seele leide. Während er ihm den Puls fühlte, fielen seine Blicke auf das offene Buch. Es lag zu seinem Standpunkt verkehrt. Als kaltes, krauses, nichts sagendes Muster starrten ihm die Buchstaben daraus entgegen. Er drehte das Buch zu sich her, und sofort huschte ein warmer Ton des Verstehens über das Blatt. „Kannst du das lesen?“ fragte der Arzt. Der Kranke schüttelte verneinend den Kopf. „Woher bist du?“ Der Junge nannte seinen Geburtsort. Und der Arzt fand auf der aufgeschlagenen Buchseite einen Aufsatz über diesen Ort.

Voll Interesse begann er darin zu lesen. Und alsbald stiegen aus den wirren, toten, schwarzen Zeichen auf weißem Grunde bunte Farben in sein Auge. Sie wölbten sich wie eine leuchtende Wolke um ihn und woben ihn in ihre Pracht ein.

Als der Junge gewahr wurde, daß der Arzt die Sprache des Buches verstand, ging ein zitternder Glanz aus seinen Augen, und mit gierigem Verlangen flehte seine Stimme „Vorlesen!“

Und der Arzt übersetzte ihm Satz für Satz im letzten Liebesdienste. Und die kahlen Wände des Raumes glühten wunderbar auf. Immer neue Herrlichkeiten erblühten aus den Zeilen des Buches. Himmelhohe Berge wuchsen schimmernd empor und tauchten ihre aufglimmenden Spitzen in den kristallklaren Azur. Silber floß von ihren Lenden und verrieselte in einem Gürtel dunkler Tannen. Und aus diesem ergossen sich in sanften Wellen grünsamtne Wiesen ins Tal, umspülten die Wohnungen der Menschen und schlugen vieltausend farbige Augen auf. Um das wassergewordene Sonnenlicht eines Wildbaches erhoben sich milchweiße Häuschen aus smaragdnen Obst- und Weingärten; oder es lagerten dunkle, astbraune Hütten wie vorweltliche Untiere auf strotzenden Matten. Ein malachitgrüner Kirchturm warf seinen blanken Goldknauf in den Himmel. Donnernd stürzte sich der Gießbach in das Auge des kleinen Sees und sein Wirbel zerriß das Spiegelbild des Firmaments. Sangeslustige Vögel wiegten sich in den windbewegten Schleiern der Lärchen. Hell hob

Erich n
 kommen w
 fönlichkeit
 Elemente
 passiver ?
 einem so
 Selbsterk
 So g
 in seine
 den Be
 lernnen
 Adam:
 3i
 kore
 tie



Schloßplatz in Eisenstadt.

Stephan Somos.